



Karl May Jahrbuch 1923

Herausgegeben von Dr. Max Finke und Dr. E. A. Schmid

6. Jahr

Radebeul bei Dresden 1922 / Karl-May-Verlag

Inhalt

Das sechste Jahr . Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	5
Der Zauberteppich . Von Karl May	12
Aus Karl Mays literarischem Nachlaß . Von Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Köpenick)	17
Weihnachtsabend . Gedicht von Karl May	36
Hiob . Zwei Bruckstücke von Karl May	39
Karl Mays Friedensgedanken . Von Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau (Charlottenburg)	40
Zur Seelenerkenntnis Karl Mays . Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	55
„Ardistan und Dschinnistan“: – eine Denkerbotschaft . Von Willy Schlüter (Berlin)	64
Schopens Feststellungen . Von Seminar-Oberlehrer Fritz Prüfer (Dessau)	© 76
Kind und Buch . Von Rose von Aichberger (München)	© 83
Karl May: – ein Jungborn . Von Pfarrer W. Richter (Witten)	99
Der Läuterungsgedanke bei Karl May . Von Ministerialrat Dr. Erich Wulffen (Dresden)	109
Karl May in Kairo . Von Buchhändler Hans Rühlmann (Heidelberg)	123
In Konstantinopel . Von Klara May	131
Ceylon . Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.)	© 135
Über die Abstammung der Ureinwohner Amerikas . Von Adalbert Stütz (Bischleben/Erfurt)	© 154
Henrystutzen und Silberbüchse . Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 216
Die Feuerwaffen des Romans "Winnetou" . Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck	228
Die Handlungszeit der May-Erzählungen . Von Kaplan Franz Kandolf (München)	238
Im Banne Karl Mays . Von Verlagsdirektor Wirkl. Rat Otto Hartmann (Regensburg)	259
Zusammengewürfelte Gedanken über Karl May . Von Geh. Hofrat Emil Sehling (Erlangen)	272
Vom Schuster, vom Baedeker und vom Karl May . Von Max Geißler (Dresden)	285
Karl May und Heinrich Hansjakob . Von Eisenbahn-Obersekretär Alfred Biedermann	© 293
Aus meinem Tagebuch 1906 . Von Studienrat Dr. Otto Rudert (Wurzen)	© 302
Gärender Most . Von Erich Mühsam (Niederschönenfeld)	309
Der Geächtete . Von Tono Kaiser (München)	316
Osterferien . Von Dr. Wilhelm Matthiessen (München)	© 321
Die Brücke . Von Lisa Barthel-Winkler (Berlin)	© 331
Der junge Strolch . Von Fritz Ströfer (Charlottenburg)	338
Karl May und das deutsche Volk . Von Unterprimaner Max Geßler (Dillingen)	© 344
Karl Mays Einfluß auf mich . Von Prof. Franz Reuß (Chemnitz)	350
Hermann Hesse und Karl May . Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	357
"Gehet hin in alle Welt!" Von Hauptmann a. D. August Niemann †	363
"Dieser See ist wie mein Herz" . Von Karl Budde (Ogden-Utah-U.S.A.)	367

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Mount Winnetou am Herzsee
Nach S. 80	Karl Budde vor seiner „Burg“ in den Windriverbergen
Nach S. 160	Blick in einen Seitencanon des nordamerikanischen Felsengebirges
Nach S. 224	Die drei Gewehre Karl Mays (Henrystutzen, Bärenlöter, Silberbüchse von links + rechts)
Nach S. 264	Karl Budde mit seinem Pferd in einem Tal des Felsengebirges
Nach S. 320	Der Herzsee Winnetous in den Windriverbergen, im Hintergrund der Mount Winnetou

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Das sechste Jahr

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Unser Verhältnis zu Karl May darf sich jetzt ändern: bisher sahen wir uns besonders zu seinem Schutze berufen und auch zum Schutze derer, denen man die Freude an ihm verleiden wollte. Wir waren darauf gefaßt, daß uns diese Aufgabe noch viele Jahre beschäftigen könnte. Aber es ist anders gekommen: Heute (am 21. November 1922) lese ich in einer Anzeige für Weihnachtsbücher in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ folgende Sätze, die mir beweisen, daß wir diese unsere Aufgabe schon erledigt haben:

„– Eine Zeitlang hätten manche Leute am liebsten jedes Buch ins Feuer geworfen, auf das sie nicht allergnädigst ihren Stempel gedruckt hatten, und es gab einen Index verbotener Bücher, auf dem all die Herrlichkeiten standen, die die jungen Leute – eigensinnig, wie sie schon sind – am allerliebsten lesen: Cooper, Karl May, Jules Verne. Als Typus des allein zulässigen Jugendbuchs wurde Storms Pole Poppenspärer dekretiert: eine reizende Dichtung, die nur der Erwachsene würdigen kann. Aber die Jugendschriftenausschüsse ließen nicht locker: wenn einem Jungen zehnmal lieber der letzte Mohikaner gewesen wäre oder Winnetou, der rote Gentleman, – nein, er mußte Pole Poppenspärer lesen: Friß Vogel oder stirb! ...“

„Ich bin wirklich froh,“ fährt der Berichtersteller fort, „daß mich das Problem des alleinzulässigen Jugendschriftentyps noch nie interessiert hat und nenne daher ein Dutzend [6] Sachen, die mir gefallen und von denen ich vermute, daß sie auch den Jungen gefallen. – –“

Wir sehen, dem Schreiber dieser Zeilen gelten die Bemühungen der Jugendschriftwarten, Karl May aus den Volks- und Schulbüchereien und aus den Herzen seiner Verehrer zu bannen, schon als eine überwundene Wunderlichkeit älterer Tage. So schnelllebig sind wir heute, so schnell versinken alte „Autoritäten“ in die Versenkung! Gewiß bleiben noch einige Unentwegte aufrecht und werden sich um ihr Fähnlein scharen zum Zeugnis ihrer Charakterstärke und Ueberzeugungstreue, aber sie werden mit jedem Jahre komischer wirken und keinen Schaden mehr stiften können.

Der Rückblick auf unsere bisherige Tätigkeit darf uns also mit großer Befriedigung erfüllen: die Karl-May-Hetze ist erledigt, und das Verständnis für seine Persönlichkeit sowohl wie für sein Lebenswerk ist in aufsteigender Entwicklung.

Wir beobachten mit wachsender Freude, wie immer neue Kreise sich ihm erschließen und Anschluß an ihn suchen. Es stellt sich tatsächlich heraus, daß er seiner Zeit voraus war und erst von der Generation richtig verstanden wird, die im Jugendalter durch seine Schule gegangen ist.

Kein Zweifel, daß die chaotischen kulturellen Zustände, in denen wir zur Zeit leben, die Geburt eines neuen Zeitalters ankünden: Alte Werte gelten nichts mehr, alte Formen sinken in Trümmer, eine heiße Sehnsucht und ein oft ungestümer Drang nach neuen Lebensdeutungen und neuen Lebensformen hat die Menschheit gepackt und zumeist natürlich die Jugend.

[7] Mit der rein verstandesmäßigen Weltanschauung der jetzt zusammenbrechenden Kulturepoche, die so stolz auf ihre streng wissenschaftlichen Methoden und deren vermeintlich sicheren Ergebnisse war, hat man die Menschheit wohl wissender, aber nicht glücklicher gemacht: im Zeitalter der Technik haben sich die äußeren Lebensbedingungen der Kulturmenschheit gewiß gebessert, aber gleichzeitig verkümmerten die Fähigkeiten der Phantasie und des Gemütslebens in dem Grade, daß das Leben leer und freudlos wurde. Viele, die damals das Wort führten, sind still geworden und haben ihren Anhang verloren. Karl May aber, der keine „Mode“ mitgemacht, sondern mit sicherster innerer Führung seinen eigenen Weg durchgehalten hat, wird heute mehr verstanden, als zu seinen Lebzeiten. In ihm lebte schon der mystische Drang, der die Erscheinungswelt nur als Symbol erkennt, und heute die Geister wieder der Anthroposophie, dem Okkultismus und den alten religiösen Problemen zuführt. Das ist, wenn es sich in den rechten Schranken zu halten weiß, eine Vertiefung und damit eine Bereicherung des Lebens. May erkannte oder – besser gesagt – fühlte jedenfalls mit eingeborener Sehergabe den Reichtum der verborgenen Schätze, die zu allen Zeiten bestimmend auf das Leben und Denken der tiefsten Geister gewirkt haben. Aus dieser seiner Grundeinstellung zu den Wundern unseres Daseins erwachsen ihm die Kräfte, allgemeine

Menschheitsfragen im großen Zusammenhang zu sehen und zu behandeln und zur eigenen Befriedigung und damit auch zur Befriedigung anderer zu lösen.

[8] Daher nehmen ihn heute viele der Modernsten als einen Bahnbrecher für sich in Anspruch. Er steht damit in einer Linie mit dem früher auch von seinen Zunftgenossen arg verkannten und geschmähten Dr. Wilhelm Meyer, dem Gründer der Berliner Urania, der auch, unbefriedigt von der rein verstandesmäßigen Beobachtung des real Gegebenen, nach den innersten Zusammenhängen suchte und jede Einzelercheinung nur als ein Gleichnis hinnahm; „denn nur am Abglanz haben wird das Leben“ – wie Goethe sagt. Man nennt eine solche Betrachtungsweise kosmisch. Sie hat ganz unbestreitbar das Uebergewicht über die rein materialistische, nur am Gegebenen haftende Betrachtungsweise. Sie ist zudem der germanischen Natur durchaus gemäß und darf sich für ihre Berechtigung selbst auf Goethe und Nietzsche berufen.

Jetzt kommen wir auch zu einer „einheitlichen, klaren Auffassung von Mays Schriften“, die Johannes Schröder¹ bisher nicht ohne Berechtigung vermißt hat. Der warmherzige und kühne Verfasser dieses Aufrufs fordert einen Kampf für die Ideen Karl Mays, „die erhabensten Ideen der Menschheit“, und klagt, daß sich die May-Forschung in einen „seichten Strom flachen, sumpfigen Oedlandes verloren“ habe. Er wünscht – und wünscht mit Recht – daß das sog. Karl-May-Problem jetzt abgeschlossen werde: „Es gibt gar kein Karl-May-Problem mehr. Was man so bezeichnet, ist nichts weiter als ein literarischer Kaffeeklatsch allergrößten **[9]** Stils.“ Karl May selbst verstand darunter die „Menschheitsfrage“, dies aber sei gleichbedeutend mit der Friedensfrage. Das Problem Karl May sei also die Friedensfrage.

In diese tatkräftig mit einzutreten, das wäre die Pflicht der May-Gemeinde, das wäre viel wichtiger als die Menge von Sonderuntersuchungen über Einzelfragen seines Lebens und seiner Schriften, die den Kernfragen ausweichen.

Mir scheint, daß sich Schröder bei seiner richtigen Grundstimmung doch zu einer Einseitigkeit verleiten läßt.

Zunächst mußte May erst als Mensch und Schriftsteller seinen Verkleinerern gegenüber gerechtfertigt werden, um Gehör zu finden, und mußte sein Lebenswerk als die notwendige Frucht seiner Natur und seiner Schicksale erkannt werden. Nur dadurch erhielt er die innere Beglaubigung, die sich Gehör erzwingt. Erst mußte den Gegnern Mays, die einen Widerspruch zwischen seinem Leben und seinen Werken aufdecken und daraus ihre Feindschaft rechtfertigen wollten, genügend erwiesen werden, daß sie von ihrer eigenen Kurzsichtigkeit in die Irre geführt wurden. Man nenne also diese Aufklärungsarbeit nicht nachträglich unnütz. Sie war unerläßlich notwendig. Darf sie jetzt als erledigt gelten – nun, um so besser!

Wir dürfen aber auch die Wirkung eines Werkes nach keiner Richtung hin einschränken wollen. Mögen Pazifisten in May nichts anderes finden, als den Ansporn zur internationalen Friedensarbeit: keinem Leser darf es deshalb verwehrt sein, sich bei ihm **[10]** eine andere Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse zu holen. Der Geist braucht freie Bahnen: man tut nicht gut, Grenzpfähle aufzustellen und Vorschriften zu geben, wie und woher er wirken soll. Kaum sind wir die Tyrannei der May-Gegner los, so kommt schon sein Freund und will uns bestimmen, ihn nur noch als Vorkämpfer des Weltfriedens anzuerkennen und wirken zu lassen. Ich möchte nicht, daß über ihre humanen Wirkungen der rein literarische Wert der May-Schriften ganz vergessen werde, oder daß man die künstlerische Einkleidung seiner Lehrschriften als eine Gleichgültigkeit betrachte. Die Form darf nichts Aeußerliches sein, muß vielmehr von innen heraus wachsen und sich mit dem Inhalt zu einer Einheit verschmelzen. Gelingt das nicht, so entsteht eine Unausgeglichenheit, die die beabsichtigte Wirkung herabsetzt. Von all dem zu sprechen, ist nützlich, schon deshalb nützlich, weil ein gegebenes Beispiel führend, aber auch verführend wirken kann².

Ich hoffe aber, dieses neue Jahrbuch wird den Beweis erbringen, daß Schröders Aufruf doch gehört und gerecht gewürdigt worden ist. Tono Kaisers Beitrag „Der Geächtete“ (S. 316) wird ein tiefes Erfassen der Menschheitsprobleme im Sinne Karl Mays und im Anschluß an sein Leben und Wirken nicht mehr vermissen lassen. Hier sehen wir das Einzelleben schon ins Symbolische erhoben und zur Menschheitsfrage erweitert. Was also May selbst erstrebt, **[11]** nicht aber erreicht hat, sein Leben kosmisch

¹ „Karl May: Ein Aufruf.“ Berlin, Berghaus-Verlag 1922.

² Das alles schreibe ich ohne jede Verstimmung, sondern unter dankbarer Anerkennung der ehrenden Behandlung, die Johannes Schröder mir in seinem „Wort über Ludwig Gurlitt“ (auf S. 20 seines „Aufrufs“) zuteil werden läßt.

darzustellen und zu deuten, das versucht jetzt sein Jünger und schafft so durch die Kunst, „die alles Aeußerste begrenzt und bindet“, eine Verklärung seines Lebens und Strebens, die alle Erdschwere hinter sich läßt.

Es ist erfreulich zu sehen, wie mannigfach Mays Geist auf seine Leser wirkt. Unsere Jahrbücher legen davon Zeugnis ab, so auch Schröders Heft.

Neuerdings hat sich freilich auch eine feindliche Kundgebung wieder gegen Karl May hervorgewagt: die Wiener Sozialdemokraten, an ihrer Spitze Schulrat G l ö c k e l, haben das Bedürfnis gefühlt, sich durch ein Verbot seiner Schriften und anderer besonders beliebter Jugendschriften öffentlich zu blamieren. Das ist ihnen auch prächtig gelungen. Sie hatten die Macht dazu, aber damit ist noch nichts bewiesen für die Vernunft ihrer Gewalttat. Den Namen dieses Schulrats, von dem sonst die Welt nichts weiß, wollen wir uns merken. Er gehört auf dieselbe Liste, auf der jener längst vergessene Minister steht, der die Bestrebungen des Kinderfreundes F r ö b e l zu nichte machte, weil er in ihnen revolutionäre Tendenzen witterte. Fröbels Werk und Name leben heute noch hoch in Ehren, der Minister aber: - wie hieß er doch?

Der Zauberteppich

Von Karl May

In der Hauptmoschee zu Meschhed Hosseïn, der berühmten schiitischen Pilgerstadt, ist unter der Gebetsnische ein Teppich zu sehen, dessen Geschichte man folgendermaßen erzählt:

Zu Ijar, dem im ganzen Morgenland bekannten Teppichweber, kam Yussuf el Kürkdschü, der ebenso berühmte Musannif, um einen Teppich zu bestellen, der Eigentum seines Freundes Mazak, des jungen Kutubi, werden sollte. Ijar sprach:

„Ich habe eigentlich keine Zeit zu dieser Arbeit, jedoch weil du es bist, will ich sie übernehmen. Sie ist für Mazak bestimmt, dem meine Achtung angehört; darum werde ich dir nicht etwas Gewöhnliches, sondern das Beste liefern, was ich liefern kann.“

Nach einiger Zeit kam Yussuf el Kürkdschü wieder, um die begonnene Arbeit zu betrachten. Als er dies getan hatte, sagte er:

„Ich bin unzufrieden mit dir, o Ijar. Ich will ein Muster, das allen Leuten, besonders aber den Packträgern und Eselsjungen gefällt; du aber scheinst mich nicht verstanden zu haben.“

Da antwortete der Teppichweber:

„Du hast diese Arbeit für Mazak, den Kutubi, bestimmt, der weder Lastträger noch Eselsjunge ist, und wenn du glaubst, daß meine Kunst um das **[13]** Wohlgefallen der Verständnislosen zu buhlen habe, so irrst du dich. Laß mich machen, wie ich will; du wirst zufrieden sein!“

„Was ist es, was du willst?“ fragte Yussuf.

„Einen Zauberteppich, der jeden Fuß, der ihn betritt, zum Pfad der Liebe lenkt. Ich webe ihn aus Fäden, die nie vergehen, sondern ewig währen.“

Diese Versicherung genügte dem Kürkdschü; er ging beruhigt fort. Aber als er nach einigen Tagen wiederkehrte, um die fortschreitende Arbeit in Augenschein zu nehmen, verfinsterte sich sein Angesicht, und er sprach:

„Ich sehe Gestalten, die mir nicht gefallen und auch keinem andern gefallen werden! Und ich sehe den Untergrund gefüllt mit Sprüchen der Weisheit, der Liebe und Barmherzigkeit, die das Auge des Beschauers stören. Ich bitte dich, ja nicht in dieser Weise fortzufahren!“

Da schaute der Weber ihn ernst an, schüttelte verwundert seinen Kopf und erwiderte:

„Ich habe dich für einen Kenner meiner Kunst gehalten und geglaubt, daß du Vertrauen zu mir hegest. Sollte ich mich geirrt haben? Willst du ein Werk von mir, so störe sein Entstehen nicht, sondern warte mit deinem Urteil, bis es fertig ist. Kannst du das aber nicht, so gehe in den Basar, wo man mit Schmerzen auf die Käufer wartet und heute verschachert, was morgen schon zerrissen wird.“

Der Kürkdschü entfernte sich schweigend. Er war nicht mit Ijar einverstanden, obgleich er ihm nichts entgegnen konnte. Aber als er zum drittenmal kam und seinen Blick auf den nun halbfertigen Teppich fallen ließ, rief er aus:

[14] „Maschallah! Was sehen meine Augen! Du füllst trotz meines Wunsches den Untergrund noch immerfort mit unwillkommenen Worten, und die Gestalten, die auf ihm entstanden sind, werden das Mißfallen jedes wahren Gläubigen erregen! Kürze das Werk und füge schnell den Rand hinzu! Da ich es bestellt habe, werde ich es behalten, obgleich es mir nicht gefällt. Zwar wird der Teppich nun kürzer als ich dachte, aber auf dem Basar sind genug andere zu haben, die ich für Mazak, den Kutubi, hinzufügen kann, damit er befriedigt werde.“

Da erhob Ijar sich von seiner Arbeit, lächelte wehmütig und sprach:

„So hast du also auch mir nur Ware des Basars zugemutet, und mich für einen Sohn gewöhnlichen Geschmacks gehalten! Wäre ich das, so säße ich bei den andern auf der Ladenbank und müßte mich wie sie um Käufer heiser schreien. Aber ich webe nach Gedanken, die nicht zu kürzen sind, und wenn ich fertig bin, so haben diese Gedanken eine Tat vollbracht. Gehe getrost hin und kaufe da, wo du nun kaufen willst! Du brauchst meine Arbeit nicht zu behalten und nicht zu bezahlen. Nicht mein Geschäft, sondern Allah sorgt für mich!“

Yussuf el Kürkdschü entfernte sich zögernd, begleitet von der Ahnung, daß er töricht gehandelt habe. Ijar aber sandte den Teppich, als er ihn vollendet hatte, an El Akle, den weisesten der Kalifen. Dieser ließ ihn vor

seinem Thron ausbreiten, rief die Großen seines Reiches zusammen und sprach, als sie vor dem Teppich standen:

„Betet die heilige Fatha, und laßt euch dann auf **[15]** dieses Gewebe nieder! Es wurde mir gesagt, daß es ein Teppich der Beratung sei. Ich will ihn prüfen.“

Da trat der Großwesir hervor und sagte:

„Wolltest du nicht die heilige Fahne des Propheten entfalten, um die Lehren des Islam auf den Spitzen unserer Schwerter hinaus in alle Welt zu tragen? Laß uns beraten, ob es der Wille Allahs ist!“

„Es sei euch gewährt,“ antwortete der Kalif, „kniet auf den Rand des Teppichs, um zu beten!“

Sie gehorchten alle. Der Teppich war von grauer Farbe, und nichts, kein Spruch, kein Bild auf ihm zu sehen. Aber kaum sprachen sie dem Vorbeter die ersten Worte der Fatha nach, so begann er sich zu beleben. Der Spiegel des Gewebes füllte sich mit Dunkel, auf dem, goldig glänzend, Spruch um Spruch in der Reihenfolge erschien, in der sie von Ijar gewebt worden waren. Die grüne, wehende Fahne des Propheten wuchs hervor, und um sie scharten sich alle die Gestalten, die Yussuf el Kürkdschü nicht gefallen hatten: heulende und tanzende Derwische, Softas, Ulemas, Missionare, stürzende Säulen, Tempelmänner. Das alles kam und stand deutlich vor den Augen der Betenden, bis sie die letzten Worte der Fatha sprachen:

„Und führe uns nicht den Weg der Irrenden!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so begannen die Gestalten sich zu verwandeln, und zwar waren es grad so viel wie es Beter gab, und jeder von diesen hatte sein eignes Bild grad vor sich stehen, ihm ähnlich, zum Erstaunen ähnlich, aber doch das Zerrbild seines eignen Glaubens. Da sprang der Vorbeter erschrocken auf und rief:

[16] „Nein, nein, das bin ich nicht! O Allah, gib, daß ich ein anderer bin!“

Da stieg El Akle, der Kalif, von seinem Thron herab, stellte sich in die Mitte des Teppichs und sprach:

„Ihr seid es alle, wie ihr euch hier seht. Es zeigt der Teppich euch die Züge eures Glaubens. Habt nun wohl acht, was jetzt geschehen wird!“

Sie sahen zu ihm auf, voller Erwartung, was nun geschehen werde. Sein Gesicht verwandelte sich; seine Gestalt wurde eine andre; nicht mehr der Kalif, sondern Ijar, der Weber, stand auf seinem Teppich. Er erhob gebieterisch seine Hand und sprach:

„Tretet zurück; ihr habt genug gesehen! Wenn dieser Teppich euch ein besseres Bild von eurem Glauben zeigt, dann ist es euch erlaubt, die Fahne des Propheten zu entfalten. Ihr seht jetzt meinen Geist, der hier bei seinem Werke lebt. Ich lege es in Allahs Tempel nieder. Geht hin, so oft ihr euch beraten wollt! Mein Geist wird dort euch stets die Wahrheit sagen!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so war er wieder verschwunden und mit ihm der Teppich vor ihren erstaunten Augen. Am andern Tag aber verbreitete sich das Gerücht, daß in der Moschee zu Mesched Hosseïn ein großer, grauer Teppich unter der Gebetsnische liegt, den man von dort nicht entfernen könne. Er sei unsichtbar über Nacht gekommen, und niemand habe ihn gebracht; es seien alle Wächter der Moschee bereit, dies zu beschwören.

Aus Karl Mays literarischem Nachlaß

Von Dr. Max F i n k e

(Schluß)

8.

Vorstehend findet der Leser eine märchenartige Erzählung Karl Mays „Der Zauberteppich“ zum erstenmal abgedruckt. Ich wußte lange nichts damit anzufangen. Offenbar war sie ein Gleichnis; stammte sie doch aus einer Zeit - nach 1901-, da May sich immer entschlossener in Bildern äußerte. Ein Hinweis der Witwe und der Name Yussuf führten zur Lösung des Rätsels.

Yussuf? Josef? Und Kürkdschi? Seltsamer Anklang an den Namen des großen Herausgebers Kürschner! Halt! Was heißt denn Kürkdschi auf deutsch? Das türkische Wörterbuch belehrte:

kürkdschi = Pelzhändler, der Kürschner!

akle = akil³ = Vernunft, Geist, Verstand.

Das arabische Wörterbuch förderte zutage:

ijar = Mai (Monat), der Name des Dichters selbst.

maze = Ziege.

musannif = Schriftsteller.

[18] Mazak wird etwa dem deutschen „Zieger“ entsprechen. Dies ist der Name eines verstorbenen Leipziger Verlegers, mit dem Kürschner in Verbindung stand. Ich fand auch noch einen weißen Umschlag mit der Aufschrift: „Gleichnis für Zieger.“

Der „Zauberteppich“ steht äußerlich wie innerlich in Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Erzählung „Und Friede auf Erden“.

Die Erzählung erschien, kürzer und in etwas anderer Fassung, unter der Ueberschrift „*Et in terra pax!*“ in einem großen vaterländischen Sammelwerk des berühmten Herausgebers Geh. Hofrats Professor Josef Kürschner. Es hieß „China. Ein Denkmal den Streitern in der Weltpolitik. Schilderungen aus Leben und Geschichte, Krieg und Sieg“ mit 30 farbigen Kunstblättern, 716 Textbildern und 2 Karten. Verlag Hermann Zieger, Leipzig, später: Berlin, Deutsche Kriegerbund-Buchhandlung Dr. Hans Natge. Vorwort von Ende 1901. Dieses Werk, ursprünglich in Lieferungen, erschien als Sammelband in kostspieliger, doch künstlerisch unwertiger Ausstattung. Seine Richtung ging darauf, den nach dem Boxeraufstand gegen die Chinesen errungenen Sieg zu verherrlichen, Deutschlands Ausdehnung zu fördern und das fremde Land fesselnd zu schildern. Mays Beitrag entsprach nun, wie sich in der Folge der Lieferungen immer mehr herausstellte, mit seiner Friedensfreundlichkeit keineswegs den Absichten des Herausgebers und der Mitarbeiter, unter denen sich auch höhere Offiziere befanden. Kürschner veranlaßte ihn deswegen, die Erzählung zu kürzen und mit einem passenden vorzeitigen Schluß zu versehen. **[19]** Dies gelang denn auch May vortrefflich. Josef Kürschner entschuldigt sich im Vorwort zum Chinawerk gleichsam, wenn er, mit Beziehung auf die abgedruckte Erzählung „*Et in terra pax!*“, sagt:

Karl Mays Reiseerzählung, die erst während des Erscheinens der einzelnen Lieferungen des Buches vollendet wurde, hat einen etwas anderen Inhalt und Hintergrund erhalten, als ich geplant und erwartet hatte. Die warmherzige Vertretung des Friedensgedankens, die sich der vielgelesene Verfasser angelegen sein ließ, wird aber gewiß bei vielen Anklang finden.

Die Erzählung „Und Friede auf Erden“, vormalig also genannt: „*Et in terra pax!*“, ist von Karl May in der Weltabgeschiedenheit des Rigi-Kulmgipfels verfaßt worden. Dort weilte er mit seiner Gattin im Herbst 1901 vier Wochen. Während unten die Matten noch grün waren, schneite das Hotel hoch oben allmählich ein. Karl May wollte sein Werk von vornherein zu einem entschiedenen Widerspruch gegen die kriegsfrönige Weltanschauung säbelrasselnder Militaristen gestalten. Der „China“-Feldzug fand in ihm einen scharfen, ja leidenschaftlich aufgebrachten Gegner. May schätzte ja über alles die feine alte Kultur und das Glaubensleben der Chinesen. Welche liebevolle Einfühlung in die fremde Welt Ostasiens zeigt, wenn wir darauf verzichten, die Sonde der Sachverständigkeit anzulegen, das launige und so überaus spannende Werk „Der blautrote Methusalem“ (Bd. 40).

³ Der Bd. 25 „Am Jenseits“ bringt als eine Hauptgestalt Akil Schatir Effendi (sonst Kara Ben Nemsis).

Professor Josef Kürschner, der schon früher viel mit Karl May gearbeitet und den Dichter beispielsweise auch für die von ihm und Spemann gegründete Knabenzeitschrift „Der gute Kamerad“ gewonnen [20] hatte, erwartete, für sein China-Werk einen auf kriegerische Töne gestimmten Schlager aus der Feder des berühmten Schöpfers der „Old Shatterhand“- und „Winnetou“-Gestalt zu empfangen. Er verkannte, daß May viel mehr als nur romantischer Phantast sein wollte, nämlich Träger einer großen sittlichen Sendung. May hat mit einer gewissen verzeihlichen Hinterhältigkeit von vornherein den Plan gehabt, mit der Gesamtrichtung seiner friedensfreundlichen Erzählung den Militaristen in die Parade zu fahren. Er wußte von Kürschner zu erwirken, daß ihm dieser völlig freie Hand ließ. Kürschner drängte nur immer voll unruhigen Verlangens, den heißbegehrten Beitrag zu erhalten. Der Schriftverkehr zwischen beiden erfolgte in Drahtnachrichten. Karl May hatte sich geweigert, die sehr schlechte Handschrift des berühmten Herausgebers zu lesen. Als Vergütung für die Erzählung waren 2000 Mk. ausgemacht. Diese Summe ging dem Dichter dann verloren, nachdem er zu seinem eignen höchsten Vergnügen und zu Kürschners Schmerz und Aerger dem kriegsfreudigen China-Werk ein Schnippchen geschlagen hatte. May wurde einigermaßen durch die Genugtuung entschädigt, daß der Streich gelungen war.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß May mit seinem Friedensroman in der berühmten Friedensvertreterin Bertha v. Suttner eine warme Verehrerin gefunden hatte. Als er in Wien war, um seinen letzten Vortrag im Sophiensaal zu halten (22. März 1912), besuchte sie ihn zu einer längeren Unterredung im Hotel. Nach seinem Tod und nach [21] Rückkehr von ihrer Amerikareise stattete sie der Villa Shatterhand ihren Besuch ab und hat auf dem Sessel vor demselben Schreibtisch gesessen, auf dem die versöhnungspredigenden Werke Mays entstanden sind. Ergriffen sagte sie mit Tränen der Rührung: „Wenn ich nur eins dieser Werke hätte gestalten können, dann hätte ich mehr erreicht!“

Die in dem Sammelwerk erschienenen 4 Kapitel, von Linder durch 60 mäßige Bilder belebt, entsprechen ungefähr den ersten 11 Kapiteln der nachmaligen Buchausgabe, die mit der verdeutschten Ueberschrift „Und Friede auf Erden“ als Bd. 30 der Ges. Werke⁴ erschien. Den Eingang des 12. Kapitels „Im Hafen von Ocamá“ (S. 414 - 420) benützte der Dichter zu einer Erklärung, die mit männlichem Bekennermut gegen die Richtung von Kürschners Sammelwerk angeht:

Ich hatte etwas geradezu Haarsträubendes geleistet: Das Werk war nämlich der „patriotischen Verherrlichung des Sieges“ über China gewidmet, und während Europa unter dem Donner der begeisterten Hipp, hipp, hurra! Und Vivats erzitterte, hatte ich mein armes, dünnes Stimmchen erhoben und voller Angst gebettelt: „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!“ Das war lächerlich; ja, das war sogar albern. Ich hatte mich und das ganze Buch bloßgestellt und mir wurde bedeutet, einzulenken. Ich tat dies aber nicht, sondern ich schloß ab! Mit dieser Art von Gong habe ich nichts zu tun.

Man lese hierzu auch den in vorliegendem Jahrbuch stehenden Aufsatz des Stadtschulrats Dr. Buchenau über Mays Friedensgedanken. Man kann sich [22] denken, daß der schon damals (1901) durch erhebliche buchhändlerische Erfolge verwöhnte Schriftsteller May durch Kürschners Forderung, die mißliebige Erzählung zu schließen, gekränkt wurde. Er fühlte sich in seinem Sendungsbewußtsein als überzeugter Christ getroffen. Wie äußert sich nun diese Empfindung?

Die Antwort darauf gibt die vorstehend abgedruckte Erzählung „Der Zauberteppich“, die ich mit Genugtuung im Nachlaß aufstöberte. Von der Witwe des Dichters erfuhr ich, die Erzählung sei einem langen Brief an den Leipziger Verleger Zieger beigelegt worden und von diesem auf Wunsch Mays zurückgesandt. Die Namen und die Zielrichtung des Märchens, die an die Zauberwelt der „Märchen aus tausendundeiner Nacht“ erinnert, führten schließlich zur Lösung.

Der im ganzen Morgenland bekannte Teppichweber Ijar ist niemand anders als May selbst. Mit Yussuf el Kürkdschi meint er den durch seine ausgedehnte Herausgebere Tätigkeit (Kürschners Bücherschatz) verdienten, 1902 verstorbenen Geheimrat Josef Kürschner. Dessen Freund Mazak, der junge Kutubi, d. i. Buchhändler, ist Hermann Zieger, der frühere Verleger des Sammelwerkes „China“. Der bestellte Teppich, der in seinen Besitz übergehen sollte, ist dann natürlich die Erzählung „*Et in terra pax!*“, nachmalig „Und Friede auf Erden“.

May war damals (1901) dazu übergegangen, die ihn schmerzenden Erlebnisse in sinnbildlichen Erzählungen zu überwinden. Man denke nur an den 3. und 4. Band des Werkes „Im Reiche des silbernen

⁴ Siehe auch die Inhaltsübersicht und Deutung in Bd. 34 „Ich“, S. 572/3.

[23] Löwen“. Ein anderer Schriftsteller hätte, auf Ruhm und Erfolg pochend, gegen Kürschner aufbegehrt. May nimmt eine feine Vergeltung mittels einer Erzählung. Kürkdschi kommt mehrmals, um dem Teppichweber Ijar bei der Arbeit zuzuschauen. Das zielt auf die Art des Erscheinens in Lieferungen. Als er zum drittenmal kam, war der Teppich halb fertig, d. h. die Erzählung „*Et in terra pax!*“ (im ganzen 4 Kapitel) beim 3. Kapitel. Er fürchtet, daß die eingewebten „Sprüche der Weisheit, Liebe und Barmherzigkeit“ das „Mißfallen jedes wahren Gläubigen“, d. h. der Kriegsanhänger, erregen werden. Also: „Kürze das Werk und füge schnell den Rand hinzu! Da ich es bestellt habe, werde ich es behalten, obgleich es mir nicht gefällt.“ Als Ersatz für die Kürzung will er auf dem „Basar“, d. h. dem Schriftsteller-Markt (d. i. die Leipziger Kantatemesse) andere Teppiche, d. h. Beiträge kaufen, um den „Kutubi“ zu befriedigen.

Die ganze Erzählung verrät das wehmütige Lächeln des Enttäuschten, doch regt sich auch das berechnete Selbstbewußtsein Mays. Ja, um den Vorwurf des Minderwerts aufzuheben, steigert es sich, fast krankhaft, zur Selbstüberhebung. „Du brauchst meine Arbeit nicht zu behalten und nicht zu bezahlen. Nicht mein Geschäft, sondern Allah sorgt für mich!“

Der Fortgang des Gleichnisses erschließt sich weniger zwanglos der Deutung. Wer ist El Akle, der weiseste der Kalifen, dem Ijar den vollendeten Teppich schließlich sandte? Offenbar Fehsenfeld. Wer sein Großwesir? Wer der Vorbeter? Sind hier auch [24] bestimmte Zeitgenossen Mays gemeint? Man könnte bei dem Großwesir an den Buchdrucker Mays, den ihm befreundeten Kommerzienrat Felix Kraus (Besitzer der Hoffmannschen Buchdruckerei) in Stuttgart denken. Oder ist es abwegig, nach weiteren Entsprechungen zu suchen? Jedenfalls entfaltet der Teppich Wunderkräfte. Er wird vor einem kriegerischen Unternehmen, das den Islam in alle Welt tragen soll, als Teppich der Beratung benutzt. Vor dem erstaunten Blick der Beter, die auf seinem Rand knien, erscheinen nacheinander Ijars goldene Weisheiten, dann die „grüne, wehende Fahne des Propheten“, offenbar das Sinnbild unduldsamen Eiferer- und Bekehrertums, das in der Erzählung „Und Friede auf Erden“ der Missionar Waller vertritt. Dann zeigen sich die übrigen Gestalten der Erzählung, bis bei den Schlußworten der heiligen Fatha „Und führe uns nicht den Weg der Irrenden!“ die Gestalten sich verwandeln in der Weise, daß jeder Beter grad vor sich sein eigenes Bild erblickt. Dies ist jedem zum Erstaunen ähnlich und doch das Zerrbild seines eigenen Glaubens. Ein Widerspruch, den Tiefsinn zu reizen. Der wirkliche Mensch und das innere Entwicklungsbild, dem er zustrebt, weichen ab wie Vorlage und Zerrbild. Der Spiegel des Teppichs wird zum Spiegel der Selbsterkenntnis. „Nein, nein, das bin ich nicht! O Allah, gib, daß ich ein anderer bin!“ ruft der tödlich erschrockene Vorbeter aus, und mit ihm jeder, der sich ehrlich erkennt.

Nun erfolgt in der Art der Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ - alles baff! - die Verwandlung des Kalifen El Akle in den Teppichweber Ijar. Er [25] gebietet - die Sprache erhebt sich hier zum Versmaß -, erst dann an Bekehrung anderer zu denken, „wenn dieser Teppich euch ein besseres Bild von euerm Glauben zeigt“. Der Teppich selbst verschwindet und erscheint in einer schiitischen Moschee unter der Gebetsnische wieder. May bezeichnet den Teppich als einen „großen, grauen“, womit er darauf anspielt, daß sich in der Erzählung „Und Friede auf Erden“ vergleichsweise wenig bunte Handlung findet.

Alles in allem eine feinsinnige Antwort an Kürschner; die geistvolle Vergeltung des Schriftstellers, der sich dagegen auflehnt, nur Marktgängiges zu liefern, und wagen darf, gegen den Strom damals herrschender Anschauung zu schwimmen. Noch entschiedener bekennt sich May zum Frieden in „Babel und Bibel“ (Bd. 49), einem Werk, dessen Herzens-Christentum.

Abfassung im Jahre 1906 innerlich mitbedingt wurde durch den Widerstand der deutschen Gebildeten gegen Mays 9.

Weiter unten bringe ich die in Jamben gehaltene Einleitung zu den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ zum Abdruck, jenen schon um 1876 erschienenen Erzählungen, in denen May sich seine Sporen als Volksschriftsteller erwarb. Das hier gedruckte Vorwort war ursprünglich der Sammlung „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ beigegeben worden, von der damals nur der erste Band erschien. Das vorige Jahr (1921) brachte nun die auf zwei Bände der Gesammelten Werke verteilte Neuauflage [26] der nicht unbedeutenden Erstlinge: Bd. 43 „Aus dunklem Tann“, und Bd. 44 „Der Waldschwarze“. Diese beiden neuen Bände enthalten sämtliche im Nachlaß aufgefundenen Dorfgeschichten, nicht nur die seinerzeit in Buchform gesammelten. Sie bergen viele Beiträge zum Verständnis der Jugend und der späteren Werke Mays.

In der Erzählung „Des Kindes Ruf“ (Bd. 43, S. 49 ff.) wird ein unschuldig Verurteilter geschildert. Im „Herrgottsel“ (Bd. 44, S. 109 ff.) wird die Gestalt der Marah Durimeh vorausgeschaut; der Vorwurf des Lichts in der Geisterhöhle erscheint hier zum erstenmal, später wieder aufgenommen in Bd. 2 „Durchs wilde Kurdistan“ (S. 533). In der Erzählung „Das Geldmännle“ (Bd. 44, S. 323) begegnen wir der Spaltung des Innern, auf die May in seiner eigenen Lebensbeschreibung Bd. 34 „Ich“ (S. 380) hinweist. Die Spaltung wird später überzeugender dargestellt in der Gestalt des Missionars Waller in Bd. 30 „Und Friede auf Erden“.

May spricht selbst von den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ in seiner Lebensbeschreibung Bd. 34 „Ich“ (S. 381 und 386). Wir erfahren etwas über den Beweggrund seines Schreibens. Er schrieb, wie viele Schriftsteller vor und nach ihm, um seine Ueberspannungen und Verdrängungen loszuwerden. Die Stimmen in seinem Innern heischten von ihm, sich für erlittenes Unrecht zu rächen:

Das war es, was die Versucher in meinem Innern von mir forderten. Ich wehrte mich, soviel ich konnte, soweit meine Kräfte reichten. Ich gab allem, was ich damals schrieb, besonders meinen Dorfgeschichten, eine sittliche, eine streng gesetzliche, eine königstreue Richtung. Das tat ich, nicht nur [27] andern, sondern auch mir selbst zur Stütze. Aber wie schwer, wie unendlich schwer ist mir das geworden.

Hier ist von Selbstzwang und Selbstführung die Rede, von Läuterung und dem Streben nach innerer Festigkeit. Danach scheint es, als ob seiner Feder die Fülle der Erzählungen nicht so hemmungslos entfließen sei, wie etwa die Aeußerung eines Mittlers anderer Welten, der sich im Bannschlaf, in Zwangsverzückung befindet.

Karl Mays Vorwort zu den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ 1903.

Komm, lieber Leser, komm! Ich führe dich hinauf in das Gebirge. Du kannst getrost im Geiste mit mir gehn. Der Weg ist mir seit langer Zeit bekannt.

Ich baute ihn nun vor fast dreißig Jahren, und viele, viele kamen, die meine Berge kennen lernen wollten, doch leider nur, um sich zu unterhalten! Daß es auch Höhen gibt, in denen man nach geist'gem Erze schürft, das sahen sie bei offenen Augen nicht, und darum ist es unentdeckt geblieben.

Ich führte sie dann einen andern Weg, der von der flachen Wüste aufwärts stieg, durch fremdes Land und fremde Völker führt und oben enden wird bei Marah Durimeh. Auf diesem Weg begann man, zu begreifen. Man sah nun endlich ein, was die Erzählung ist: nur das Gewand für geistig frohes Forschen. Man hat gelernt, zum Sinn hinabzusteigen, der uns des Erzes Adern, der Tiefe Reichtum zeigt. Wer das ihm Nahe nicht verstehen will, den muß man klüglich in die Ferne leiten, wenn auch auf die Gefahr, dabei verkannt zu werden!

Heut kehr ich nun ins Vaterland zurück, um jenen alten Weg aufs Neue zu betreten. Er ist nicht weit und auch nicht unbequem. Er führt nur auf ein kleines „Musterbergle“. Wir nehmen uns ein „Sonnenscheinchen“ mit, so einen Seelenstrahl, der uns zu leuchten hat, bis wir an unser kleines „Häusle“ kommen. Im „Bergle“ gibt es [28] Silber, wohl auch ein wenig Gold. Das wird bewacht vom Geist des Neubertbauers. Wer diesen Geist, den doppelten, begreift, der darf den Schatz und dann sich selbst auch heben!

R a d e b e u l , im Mai 1903.

Karl May.

10.

Wir haben die Genugtuung, unsern Lesern nachstehend ein Gedicht Karl Mays zu unterbreiten, „Weihnachtsabend“, das im ganzen 17 Strophen umfaßt. In seiner eigenen Lebensbeschreibung erzählt der Dichter, wie gerade der Weihnachtsabend durch eine Reihe erschütternder Vorkommnisse in seiner Erinnerung mit den traurigsten Vorstellungen verbunden blieb. Wer erinnert sich nicht der Einleitung zu Bd. 24 der Ges. Werke „Weihnacht“? Hier erzählt der Dichter, wie er, der Aermste unter den Schülern seiner Klasse, die Musik glühend liebte und außer dem gewöhnlichen Unterricht noch Privatstunden in der Harmonielehre nahm. Den Taler für die Stunde Harmonielehre mußte er bezahlen mit dem Ertrag von sechs Unterrichtsstunden, die er selbst erteilte. Als er in der Behandlung der Formen bei der Motette anlangte, setzte er sich eines Tages hin, über das Lieblingsthema „Ich verkündige euch große Freude“ eine Weihnachtsmotette zu schaffen.

Wie gedacht, so getan! Das *opus operatum* sollte freilich tiefes Geheimnis bleiben, war aber schon bald nach seiner Vollendung aus meinem Kasten verschwunden. Später erfuhr ich, daß ein mir übelwollender Mitschüler es mir

wegstibitzt und, um mich bloßzustellen, es meinem Lehrer, einem alten, braven Kantor, durch die Post zugeschickt hatte. Ich suchte lange nach dem verlorenen Heiligtum und gab es endlich auf, es jemals wiederzufinden.

Wie nun selten ein Unglück allein kommt - und das eigenmächtige Ueberschreiten der einem Schüler gezogenen geistigen Grenzen kann leicht zum Unglück für ihn werden -, kam mir grad zu jener Zeit ein Unterhaltungsblatt zu Gesicht, worin ein Wettbewerb, ein Weihnachtsgedicht betreffend, mit drei Preisen zu 30, 20 und 10 Talern ausgeschrieben wurde. Mein Lieblingsthema, meine Armut und wer weiß was sonst noch für gute oder nicht gute Gründe, „drückten mir“, wie berufene Dichter zu sagen pflegen, „die Feder in die Hand“; ich setzte mich abermals hin und brachte ein Gedicht von 32, schreibe und sage mit Worten: zweiunddreißig vierzeiligen Strophen zu Papier. Es ist jedermann, besonders aber jedem Redakteur bekannt, daß ein Gedicht, je länger es ist, desto leichter in den Papierkorb wandert, und auch ich wußte wenigstens, daß der Wert eines Poems nicht mit seiner Länge zu wachsen pflegt; aber nach der Disposition, die ihm zugrunde lag, hatte es eben nicht kürzer werden können; im Gegenteil, wenn ich alle Gedanken, die mir gekommen waren, niedergeschrieben hätte, wären es wohl tausend Zeilen geworden. Ich fertigte also das verlangte Motto an, steckte dieses mit dem Gedicht in einen Umschlag für 3 Pfennige, siegelte es mit für 5 Pfennige Rotlack zu, klebte mein letztes Geld in Gestalt von Briefmarken in die Ecke rechts über der Anschrift der Redaktion und trug den Brief in höchst feierlicher Stimmung bis zur übernächsten Straße, wo der Briefkasten hing. Als der Brief mit hohlem Geräusch hineingefallen war, sah ich den Kasten noch lange an. Er kam mir jetzt ganz anders vor, als er früher ausgesehen hatte. Das war aber auch sehr leicht zu erklären, denn 32 Strophen auf einmal zu verschlingen, das hatte wohl noch kein vernünftiger Mensch von ihm verlangt.

In sehr launiger und fesselnder Weise erzählt May dann, wie er infolge des langen Wartens immer mehr abmagerte, bis er dann aus seiner Spannung erlöst wurde durch einen Brief der Schriftleitung, der an seinen Schulleiter gerichtet war. **[30]** Dieser ließ May kommen und eröffnete ihm in bärbeißiger Art und mit Umschweifen, er erhielt für seine 32 Strophen einen Preis. Mit diesen Worten überreichte er ihm einen Umschlag und fügte mit polternder Gutmütigkeit hinzu, daß May für die zwei Nachhilfestunden, die er dem Sohn seines Schulgewaltigen wöchentlich erteilte, von jetzt an bar bezahlt würde, und zwar mit 10 Groschen, während er bis dahin dafür nur Sonnabends in der Küche Reis mit Rindfleisch bekam, und dann zum Nachgenuß der Lieblingskatze den Rücken krabbeln durfte. Der Sonnabendstisch verblieb dem jungen Dichter außerdem. Nachher, als er auf seiner „Bude“ den Umschlag öffnete, da lagen - - - 3 Zehntalernoten drin, er war also Träger des ersten Preises. Wie stieg er da in der Achtung seiner Mitmenschen! Dreißig schwere Taler für ein Gedicht von 32 nur vierzeiligen Strophen! Das waren 28 Groschen die Strophe und 7 Groschen für jede Zeile, für jeden Vers. Dazu die Ehre, den ersten Preis errungen zu haben!

Mancher Leser wird gewiß die durch den Band sich leitgedankenartig hindurchziehenden verschiedenen Strophen des schlichten Gedichts gezählt haben. Es sind nicht mehr als 10. Wo bleiben nun die übrigen von den 32?

Die Sichtung des Nachlasses förderte noch eine Fassung des Weihnachtsgedichts zutage, die im ganzen 17 vierzeilige Strophen enthält, darunter also 7 noch unbekannte. Mein Urteil über den mäßigen Wert der Mayschen Lyrik gilt auch für diese schülerhaften Erzeugnisse, die mit ihren d und t **[31]** gleichbehandelnden Endreimen unschön wirken. Dennoch drucken wir sie ab, weil sie einen Beitrag enthalten, die Seele des werdenden May besser verstehen zu lernen, und weil zahlreiche Leser immer wieder anfragen, ob sie die übrigen Verse nicht erhalten könnten.

Die vorliegende Fassung ist offenbar in der Strafzeit entstanden. Abgesehen von den Zeilen „An den kalten Eisenstäben kühlt er seine heiße Stirn“, stützt sich diese Annahme auf den Umstand, daß sich die Handschrift auf einem vergilbten Bogen fand, auf dessen Innenseite unter der Ueberschrift „Offene Briefe eines Gefangenen“ eine zugehörige kleine Stoffeinteilung steht. Das doch immerhin sehr einprägsame Ereignis seiner Preiskrönung, die einen inneren wie äußeren Erfolg bezeichnet, wird in seiner eigenen Lebensbeschreibung „Mein Leben und Streben“ mit keiner Silbe erwähnt. Auf Seite 384 von Bd. 34 „Ich“ finden sich 12 Zeilen, die einer ähnlichen Gefühlslage ihre Entstehung verdanken. Es sind zwei Möglichkeiten: Entweder ist das eigentliche Weihnachtsgedicht ganz hinter Mauern entstanden, und May hat später bei der Abfassung des Bandes „Weihnacht“ alles fortgelassen, was auf die Strafzeit Bezug hat. Diese Annahme ist wahrscheinlicher, als etwa die andere, nach der May hinter Eisengittern die in früher Jugend verfaßten Strophen vermehrt hätte durch solche, die er als Gefangener erlebte, obwohl die abgedruckte Fassung die rechte innere Verbindung der Strophen vermissen läßt. Wir hätten also in dem vergilbten Blatt

eine ergreifende Erinnerung an jene Zeit des [32] Dichters, die er im 5. Kapitel seiner eigenen Lebensbeschreibung unter der Ueberschrift „Im Abgrund“ so erschütternd schildert. Von den ursprünglich 32 Strophen des Gedichts „Ich verkündige euch große Freude“ fehlen also noch 15 Strophen, wahrscheinlich solche, die mehr Einblick in die traurigen Umstände ihrer Entstehung gaben. Scham beseitigte sie. Es liegt eben das innerste Erlebnis eines Unglücklichen vor, der hinter Mauern sich läuterte. Wie es auch sonst seine Gewohnheit war, hat May dann diese Verse zerpfückt und, um sich selbst und die Leser über die seiner bürgerlichen Ehre abträgliche Veranlassung des Gedichts hinwegzutäuschen, hat er in nicht ungeschickter, ja fesselnder und humorvoller Weise einen Anlaß dazu frei erfunden, den er in frühere Jugendzeit vorverlegt.

Man kann May nicht verübeln, daß er seine Reime, auch bei ihm „Bruchstücke einer großen Konfession“, und seine Gedanken allen möglichen Menschen in den Mund legt und sie als von ihnen selbst erlebt ausgibt. Das ist das gute Recht des Dichters, doch zeigt die Art, wie er das nachfolgend abgedruckte Weihnachtsgedicht verwendet, wie richtig Stobls Einstellung gegen May ist. In der Tat hier wieder „Scham und Maske.“

Das behandelte Gedicht wird von May noch an zwei andern Stellen seiner Werke verwendet. Einmal in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“, die jetzt in dem Gewand der Bände 43 und 44 der „Gesammelten Werke“ auftreten. Hier erscheinen die beiden ersten Verse und zwar in der Erzählung „Der Giftheiner“ (S. 354/55) als Engelsarie. Ferner fand sich [33] in dem seinerzeit bei H. G. Münchmeyer erschienenen „Sozialen Roman“: „Der verlorene Sohn“⁵ ein Hinweis auf den Inhalt der uns fehlenden Strophen, von denen eine Reihe noch ursprünglich zwischen der 5. und 6. Strophe eingeschaltet gewesen sein muß, denn May sagt dortselbst im Anschluß an die Strophe „Unten zieht des Festes Freude“ usw.: „Jetzt folgen die Parallelen zwischen dem wonnepulsierenden Leben der Freien und dem nagenden Kummer des kranken Gefangenen in der Zelle, Parallelen und Bilder erschütternden Inhalts.“ In den folgenden Strophen unserer Fassung ist aber nur von dem Leid und der Fieberangst des kranken Gefangenen die Rede.

Das Gedicht „Ich verkünde große Freude“ geht auf die frühesten Jugenderinnerungen Mays zurück. Die alte, fromme Großmutter war es, die dem blinden Knaben diese Worte des Weihnacht Engels schenkte. Wie der Dichter in Bd. 24 „Weihnacht“, S. 2/3 selbst erzählt, haben diese Worte neben dem Spruch bei Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. „In noch ganz unreifem Alter“ hat er beides in Töne gesetzt. Die ausgeschriebenen Stimmen einer auf jene Engelsworte - aber nicht auf das Gedicht - gemachten Weihnachtskantate, stark gealterte Blätter, fand ich selbst noch im Nachlaß⁶. Zur Veröffentlichung [34] sind sie, da auch unvollständig, nicht geeignet. Der Leser versäume nicht, in Band „Weihnacht“ die köstliche, zugleich wehmütige Geschichte nachzulesen (S. 11 ff.), wie May, zum zweitenmal für sein Können fürstlich belohnt, von dem ihm wohlwollenden Kantor noch 25 Taler in Empfang nimmt, die dieser für den Druck der Weihnachtsmotette erläßt. Schon damals begann der Leidensweg Mays. Sein Mitschüler Krüger hinterging ihn in häßlichster Weise, ohne freilich verhindern zu können, daß gerade seine Arglist zum Segen ausschlug. Herzensgütig trat May dann für den Schuft ein (S. 24). Seine ganze Strafe bestand darin, daß er das dreistimmige Solo in as mitsingen mußte. Das Maysche Weihnachtsgedicht veranlaßte, wie May sehr launig in Bd. 24, S. 18 erzählt, eine wahre Dichtwut unter den dreiundzwanzig Klassengefährten, gegen die von seiten der Schule vorgegangen werden mußte. Die Kindheitserinnerung wirkte das ganze Leben hindurch nach. Der 55jährige liebt die kindlichen Verse noch so unvermindert, daß er durchaus den ganzen ersten Vierzeiler als Aufschrift für den Band „Weihnacht“ benutzen will. Fehsenfeld, dessen verlegerisches Urteil sich gegen Mays Lyrik auflehnte, und der sogar gegen die Veröffentlichung der von May selbst so überschätzten „Himmelsgedanken“ (1901) war, widerstand dem Plan. So wurde der Einband mit der „Heiligen Nacht“ von Corregio geschmückt. Daß May selbst übrigens schwankte im Urteil über seine Gedichte, geht aus der Wendung hervor, er habe das Weihnachtsgedicht „verbrochen“ (Bd. 24, S. 3).

Man lese zum besseren Verständnis des hier [35] Gesagten die lichtvollen und einfühlsamen Ausführungen des bekannten Dichters Dr. Karl Hans Strobl (Wien): „Scham und Maske“, zur Psychologie

⁵ Im Buchhandel längst vergriffen. Neudruck unter Aufnahme in die Gesammelten Werke geplant; vgl. 2. Jahrbuch, S. 147 - 194.

⁶ Ob diese Blätter dieselbe Weihnachtsmotette enthalten (ganz oder teilweise), die May in Bd. 24 meint, ist kaum zu entscheiden.

des Karl-May-Problems im Jahrbuch 1921, S. 279 - 303, und „Das Energiegesetz des Abenteuers“, Jahrbuch 1922, S. 222 - 239.

Im „Verlorenen Sohn“ werden die Verse - hier im ganzen 14 - in der Weise der italienischen Improvisation vorgetragen. May lobt hier seine eigenen Bekenntnisverse, die er also einem andern in den Mund legte, als „leichtfließende, wohltönende“ und rühmt „Bilder erschütternden Inhalts, erschütternder Tragik“, weiter den „zauberischen Bilderreichtum des Dichters der Heimats-, Tropen- und Wüstenbilder“. Der den Weihrauch misset, streut ihn hier sich selbst. Mancher Leser dieser Strophen wird sich die Gestalt des ewig zerstreuten Carpio aus „Weihnacht“ vergegenwärtigen und den beliebten Band wieder zur Hand nehmen. Dort lese man auch die weiteren Schicksale des Liedes nach.

Anschließend an die Verse wird zum erstenmal ein Schmerzensschrei Mays wiedergegeben, offenbar aus der Zeit seiner schlimmsten Bedrängung durch Prozeßsorgen, ein Gedicht: „Hiob“, das durch seine freiere odische Form seltsam aus Mays Lyrik herausragt. Etwas wie der Trotz einer Prometheusnatur ringt hier nach Ausdruck. - Zum Schluß eine kleine Handschrift, die der Mappe für „Winnetous Erben“ (ursprünglicher Titel: „Winnetou“ Bd. IV) entstammt.

Weihnachtsabend

Von Karl May

Ich verkünde große Freude,
Die euch widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Euer Heiland Jesus Christ!“

Jubelnd tönt es durch die Sphären,
Sonnen kündens jedem Stern,
Weihrauch duftet auf Altären,
Beter knien nah und fern.

Taghell ist es in den Räumen,
Alles atmet Lust und Glück,
Und an buntgeschmückten Bäumen
Hängt der freudetrunkne Blick.

Und es ist, als ob die helle
Nacht in Tag sich wandeln will,
Nur da droben in der Zelle
Ists so dunkel, ist so still.

Unten zieht des Festes Freude
Jetzt in alle Herzen ein;
Droben ist mit seinem Leide,
Seinem Grame er allein.

[37] Hat der Herr ein Leid gegeben,
Gibt er auch die Kraft dazu;
Bringt dir eine Last das Leben,
Trage nur und hoffe du!

Zitternd lehnt er an der Mauer
Von des Fiebers Angst umkrallt,
Und es fliegen tiefe Schauer
Durch die zuckende Gestalt.

Seine bleichen Lippen beben,
Fieberhaft erglüht das Hirn,
An den kalten Eisenstäben
Kühlt er seine heiße Stirn.

Betend faltet er die Hände,
Hebt das Auge himmelan:
„Vater, gib ein selig Ende,
Daß ich ruhig sterben kann.

Blicke auf dein Kind hernieder,
Das sich sehnt nach deinem Licht.
Der Verlorne naht sich wieder;
Geh mit ihm nicht ins Gericht!

Horch, da schallt vom nahen Dome
Feierlich der Glocken Klang,
Und in majestät'schem Strome
Schwingt sich auf der Chorgesang:

„Herr, nun lässest du in Frieden
Deinen Diener zu dir gehn,
Denn sein Auge hat hienieden
Deinen Heiland noch gesehn.“

[38] Schritte nahen, und die Zelle,
Wird erhellt vom Kerzenschein
Ueber die gefeite Schwelle
Tritt der Diener Gottes ein.

Und der Priester legt die Hände
Segnend auf des Toten Haupt.
„Selig, wer bis an das Ende
An die ew'ge Liebe glaubt.

Selig, wer aus Herzensgrunde
Nach der Lebensquelle strebt
Und noch in der letzten Stunde
Seinen Blick zum Himmel hebt.

Suchtest du noch im Verscheiden
Droben den Erlösungsstern,
Wird er dich zur Wahrheit leiten
Und zur Herrlichkeit des Herrn.

Darum gilt auch dir die Freude,
Die uns widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Auch dein Heiland, Jesus Christ.“

Hiob

Zwei Bruchstücke von Karl May

Schlage mich! Peinige mich!
Aber ich komme!
Ich komme hinauf zu dir
langsam, stetig.
Jede Stunde meiner Qual sende ich dir empor,
Jede Stunde der Verzweiflung.
So komm ich:
Stück für Stück, nach und nach.
Aber wenn mein letzter Schrei zu dir gestiegen ist,
dann bin ich ganz bei dir, ganz, ganz!
Dann werde ich ganz versammelt sein, ganz, ganz.
Und dann trete ich vor dich hin
Und fordere mich von dir,
Mich, mein Leben, meinen Glauben, mein Glück,
Alles, alles, was du mir gibst,
um es mir wieder zu nehmen.
Dein Geben war Schein, nur Trug und List.
Dein Nehmen aber war Wirklichkeit.
Dann ringe ich mit dir, ich, ich! Mit dir!

Ja, das Weh, das Weh! Es ist die Krone, die goldene Krone, die so schwer ist zu tragen von all den Edelsteinen, die so schön sind, so schön. Doch all ihre Kostbarkeit nimmt ihnen nicht die Schwere. Wie müde macht das Wandern! Mein Weg war und ist weit. Die Wanderung ist nicht leicht. Wir Könige gehen im Schmuck so schwer des Weges!

Karl Mays Friedensgedanken

Von Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau

Schon während des Krieges, besonders aber seit seiner Beendigung bewegt die europäische Menschheit (und nicht nur sie!) die Frage des wahren Friedens auf das stärkste. Es ist erstaunlich, daß man nur so selten in weitesten Kreisen von dem tief bedeutsamen Friedensbuch Karl Mays etwas hört, das in erster Fassung im Jahr 1901 unter dem Titel: *Et in terra pax* erschien. Damals wurde von dem bekannten Bibliographen Geheimrat Kürschner ein Sammelwerk „China“ herausgegeben, worin Mays Roman mit abgedruckt wurde. Freilich war dieses Chinabuch rein „abendländisch“, d. h. machtverherrlichend eingestellt, und so zog May denn sein Buch aus dem Sammelwerk zurück. Blicken wir uns heute nach den so unsäglich bitteren Erfahrungen der Jahre 1914 – 1922 um, so müssen wir uns eingestehen, daß der „Friedensapostel“ Karl May, den man damals auslachte, oder über dessen Spruch: „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein“ man den Kopf schüttelte, sachlich in allem Recht behalten hat! Wo ist die vielgerühmte europäische „Solidarität“ gegenüber der „gelben Rasse“, wo die „abendländische Ueberlegenheit“ geblieben?

May vollendete damals kurz darauf sein Buch und [41] schloß es ab mit dem Kapitel: „Der Sieg der Menschlichkeit“, Ausführungen, die weit, weit in die Zukunft weisen und uns auch gerade heute noch sehr Beherzigenswertes zu sagen haben.

Die Fabel des Buches ist sehr einfach. Der Autor bereist den Orient und lernt in Kairo einen amerikanischen Missionar mit Tochter kennen, der sich die „Bekehrung“ der Heiden und Zerstörung ihrer Tempel zum Ziel gesetzt hat. Seine Tochter steht geistig und seelisch unter dem Einfluß der kürzlich verstorbenen deutschen Mutter und sucht den eifernden Vater zu beruhigen. An einigen Chinesen (Vater und Sohn) versucht der Missionar vergebens seine Bekehrungskünste, später gerät er auf Java in Lebensgefahr dadurch, daß er einen Tempel, in dem er mit Tochter gastlich aufgenommen worden ist, niederbrennt. Aber die Malaien, die ebenso wie die Chinesen aus Kairo einem Friedensgeheimbund (Shen) angehören, verzeihen ihm und langsam genest er körperlich und seelisch. May wird begleitet von einem prächtigen Diener, dem „Abkömmling des Propheten“ Omar, der sich durch seine einfache Menschlichkeit aller Herzen gewinnt. Unterwegs trifft May mit seinem alten Freund, dem reichen Engländer Raffley zusammen, der gemeinsam mit seinem Oheim nach China unterwegs ist, um dem adelsstolzen Oheim seine junge chinesische Frau (Yin) vorzustellen, über deren Wahl die ganze Familie in England empört ist. Der „uncle“ aber wird durch den Liebreiz und die Güte der jungen Frau völlig bezaubert und damit die ganze Familie für die „extravagante“ Heirat gewonnen.

[42] Der Geheimbund, dem auch May selbst angehört, und dessen Mitglieder einander leicht daran erkennen, daß sie dem andern eine Betelnuß überreichen, hat als Leitgedanken die drei: Shen, Ti und Ho, zu deutsch: Menschlichkeit, Bruderliebe und Frieden und das Leitmotiv gleichsam für die ganze Erzählung, die mehr in dem eigentlichen Sinn eine Reiseerzählung ist, daß wir hier durch das Land der Seele geführt werden (denn die äußere Landschaft wird zwar nicht gerade vernachlässigt, aber doch mehr nebenbei beschrieben!), bildet das Maysche Gedicht:

Tragt euer Evangelium hinaus!
Doch ohne Kampf sei es der Welt beschieden;
Und seht ihr irgendwo ein Gotteshaus,
So stehe es für euch im Völkerfrieden!
Gebt, was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit;
Das andre alles sei daheim geblieben.
Weil Liebe einst für euch den Tod erlitt,
Will sie durch euch nun ewig weiter lieben.

Tragt euer Evangelium hinaus,
Indem ihr's lebt und lehrt an jedem Orte,
Und alle Welt sei euer Gotteshaus,
In welchem ihr erklingt als Engelsworte.
Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen!

Dann wird die Erde Christi Kirche sein
Und wieder eins von Gottes Paradiesen!

In dem Gegensatz zwischen dem Missionar Waller und seiner Tochter, die bezeichnenderweise den Namen Mary hat, spiegelt sich der stete Kampf zwischen dem selbstgerechten Glauben, der alles an sich reißen will und der alles überwindenden Liebe wider. Der Orient, so führt Mary (mit Mayschen **[43]** Wendungen) aus, ist für sie ein schlafender Königsprinz und seine Bestimmung ist es, von einer abendländischen Jungfrau aufgeweckt zu werden. Wenn dann durch beider der Osten mit dem Westen in selbstloser Liebe vereinigt ist, werden alle Völker der Erde glücklich sein. Beide, Vater und Tochter, klopfen in „Kahira, der Pforte des Orients“, an das Tor und die Frage ist: was bringen sie mit? May macht dabei die psychologisch sehr richtige Bemerkung, daß das Ziel desjenigen, was man erstrebt, sehr von demjenigen abhängt, was man mitbringt. „Und mitbringen muß und wird jeder etwas und wenn es nichts weiter als seine Persönlichkeit wäre.“

Die Lehre von der Liebe, von der Versöhnung der Religionen wie der Rassen durchzieht das ganze Buch. So führt May schon beim Betreten des Orients aus, daß dort auf dem Hügel, von dem man Kairo überschaut, das europäische Viertel wie die orientalische Stadt, gleichsam zwei Welten vor ihnen liegen, die aber in ihrem Zusammenhang doch nur eine einzige waren, und so fließen hier auch zwei Zeiten, die durch Jahrtausende getrennt scheinen, zu einer wunderbaren, ergreifenden Vereinigung zusammen. Die Gegenwart ist unsere Vergangenheit gewesen und wird auch unsere Zukunft sein. Wer das begreift, der hat nicht nötig, das Innere der Pyramiden zu durchforschen, und braucht auch nicht vor den Rätseln des Sphinx zu bangen, dessen Lösung er klar und deutlich in seinem Herzen trägt.

Die Menschheit gleicht der Zeit; beiden schreiten unaufhaltsam vorwärts, und wie keiner einzelnen Stunde ein besonderer Vorzug gegeben worden ist, **[44]** so kann auch kein Mensch, kein Stand, kein Volk sich rühmen, von Gott mit irgendeiner Auszeichnung begnadet worden zu sein, ohne damit die Pflicht übernommen zu haben, den übrigen Menschen in besonderer Weise zu dienen.

Es ist das Bedauerliche, daß wir Europäer seit Jahrzehnten, ja, seit Jahrhunderten, wenn wir den Orient bereist haben, fast nie die Frage an uns selber gerichtet haben: was bringen wir an unvergänglichen Gütern von Ewigkeitsgehalt mit, sondern: was holen wir heraus, was können wir an vergänglichen Gütern dort erjagen und erraffen! Nun – der Orient hat gegeben, solange und soviel er geben konnte. *W i r* haben uns an ihm bereichert fort und fort; er ist der Vater, der für und an uns arm geworden ist. Welche Summen geistiger Werte sind wir doch dem Orient schuldig! Denken wir doch nur einmal daran, daß wir sie ihm und zwar mit Zinsen, zurückzahlen!

Auf Ceylon hört der Verfasser durch Zufall dem Gespräch eines Arztes zu, der sich über die Rücksichtslosigkeit einer europäischen Reiterschar beklagt, die alles auf der Straße niederreitet. Es kommt eine Schar Engländer herangeritten, mit wehenden Schleiern an den Tropenhelmen und Hüten, „*gentlemen*“ und auch einige „*ladies*“ dabei. Sie reiten trotz des Gewühls auf der Straße beinahe Sturm und zwar straßenbreit. „Ich kannte die Art dieser von der Zivilisation bevorzugten Kaukasier,“ so fährt May bitter fort (S. 107), „die sich um nichts anderes als um sich selbst, am allerwenigsten aber um die gesunden Glieder tief unter ihnen **[45]** stehender Menschen anderer Rasse kümmern.“ Soll es etwa dahin kommen, so meint der Verfasser symbolisierend, daß schließlich der ganze Osten unter die Hufe des Westens kommt? Es sind da überall zwei dunkle Mächte bei der Arbeit, diese nichts weniger als christliche Aufgabe zu vollenden, nämlich die religiöse Ueberhebung und der nationale Hochmut. Natürlich hat jedes Volk das volle Recht sich auszuleben, aber auch die heilige Pflicht, andere Völker sich ausleben zu lassen. Aber Habsucht und Selbstsucht haben jedem Aufschwung der Völker wie der Einzelnen immer wieder im Weg gestanden! Wer kann die wirklichen Summen und die geistigen Reichtümer berechnen, die für die Menschheit ungehoben blieben, weil Kulturformen von der Erde verschwunden sind, die gerade wegen ihrer Eigenart für die Allgemeinheit gewiß unermeßlich viel geleistet hätten, wenn es ihnen nur erlaubt worden wäre, sich bis zur Vollendung ihrer Aufgabe zu entwickeln.

Aber, so ist man in Europa seit langem geneigt zu folgern, wir Europäer mit Nordamerika haben die neuzeitliche Kultur und Zivilisation geschaffen und daher auch das Recht, ja die Pflicht ihrer Verbreitung. Der Orient schläft, träumt, er bedarf unser, um all seine reichen Bodenschätze usw. erst richtig und zweckmäßig zu erschließen. Darauf ist zu sagen, daß es gewiß richtig ist, daß „Völker schlafen, aber während der Ruhe

sammeln sie Kraft, und wenn ihr Morgen kommt, dann wehe dem, der sie für tot gehalten und sich als lachender Erbe eingenistet hat“. Wenn man diese vor mehr als zwei [46] Jahrzehnten niedergeschriebenen Worte liest, so muten sie heute geradezu wie eine Wahrsagung an. Ist es nicht in der Tat so, daß nicht nur Japan, sondern auch China, Siam, die Türkei und andere orientalische Staaten aus dem Schlaf der Ueberlieferung inzwischen erwacht sind, und daß sie uns manche Nuß zu knacken aufgegeben haben! Wo ist die Fabel von der Ueberlegenheit der kaukasischen Art geblieben?

Im fernen Osten handelt es sich weniger um die Religion, wie bei dem Streit zwischen Christentum und Islam im nahen Osten, als um den friedlichen, wenn auch nur sehr langsam und schrittweise sich vollziehenden Ausgleich zweier verschiedener, in vielen Beziehungen andersartig entwickelter Menschenrassen, der weißen und der gelben. Mit China aber kann man nur fertig werden, wenn man in gewisser Weise sich ihm einfügt, so wie ja auch die Orientalen unsere Zivilisation trotz inneren Widerstrebens bis zu einem gewissen Grade werden annehmen müssen. Mays ganzes Buch handelt gewissermaßen von dieser Frage, der Angleichung des Ostens und des Westens, und die Lösung, zugleich die Losung, die er uns darbietet, heißt: Menschlichkeit, brüderliche Gesinnung, Frieden, oder wie es May im Schlußabschnitt in dichterischer Wendung wiedergibt:

Laßt uns vor allen Dingen Menschen sein,
Damit wir Christen werden können.

In diesem Zusammenhang ist eine Unterredung zwischen May und einem gebildeten Chinesen bemerkenswert, den er auf Ceylon vor der Belästigung durch alkoholisch beeinflusste europäische Tagediebe [47] bewahrt hat. Es sind doch, so führt May, der hier den „Westen“ zu verteidigen sich genötigt sieht (S. 146) aus, nicht alle Abendländer Rowdies, Runners und Loafers, die den Osten nur zu dem einzigen Zweck aufsuchen, um ihn für sich auszubeuten. Manch ein Europäer kommt doch in den Orient, um den Spuren des Urchristentums und der jüdischen Kultur nachzugehen. Wer aber das tut, der achtet vor allen Dingen jedes Menschenrecht und ist ehrlich und gewissenhaft selbst gegen seinen fernsten Bruder.

Und doch muß sich dann der Europäer von dem Chinesen sehr bittere Worte sagen lassen, deren Berechtigung freilich niemand bestreiten kann. Der Chineser führt aus, daß sein Land asiatische Völkerschaften aufgenommen habe, die noch heute im Lande wohnen, obwohl sie andern Glaubens und anderer Kultur sind. So sind auch die Kaukasier dort einstens willkommen geheißen worden. Und was haben sie getan? Sie, die wenigen Fremden, die sich daheim ihres Glaubens wegen selbst bitterlich hassen und bekämpfen, die ihre gepriesene Zivilisation bis in die Gegenwart mit dem Blut ihrer eigenen Brüder düngten, sie, deren Weltweisheit nicht weiter gekommen ist als nur zu der Behauptung, daß kein Gott die Welt regiere, deren Menschenfreundlichkeit nichts als verkappte Selbstsucht ist, sie, deren staatliche Einrichtungen so von Anarchismus, Syndikalismus und anderen Krankheiten zerfressen sind, von denen sich die Orientalen freigehalten haben, sie kommen zu dem Volke von 400 Millionen mit der mehr als 5000 Jahre alten Geschichte und Kultur und wollen [48] ihm ihre zwiespältigen politischen und religiösen Meinungen aufdrängen! Die Europäer sollten doch die Schläferin im Osten (wenn dieses Bild wirklich berechtigt sein sollte) um keinen Preis gewaltsam aufwecken wollen! Sind die Europäer wirklich Christen, so sollten sie sich an die Lehre ihres Meisters halten und dann so auch die Chinesen und die andern Völker des Ostens als gleichbegabt und gleichberechtigt anerkennen und brüderlich mit ihnen fühlen. So schlägt der Orientale den Europäer mit den eigenen Waffen, mit den Grundsätzen christlicher Gesinnung und Tat. Nur dann kann eben wahrhaft Frieden werden zwischen den Völkern und Nationen, wenn es gelingt, den furchtbarsten, starrsten aller Götzen, den des *Vorurteils*, von seinem Standort herabzustoßen.

Eines der wesentlichen Vorurteile aber, unter dem wir heute (1922) vielleicht weniger als vor zwei Jahrzehnten – leiden, ist die Ueberschätzung der europäischen Zivilisation, von der schon Pestalozzi vor mehr als 100 Jahren fast nur als von dem „modernen Zivilisationsverderben“ sprach. Dieses angebliche „Zivilisieren“, was ja wörtlich bedeutet: „Zum Bürger machen“, ist tatsächlich, trotz aller Religionen und trotz einer achttausendjährigen Weltgeschichte nichts anderes als eine *Schreckensherrschaft*. Für die europäische Zivilisation wird und muß einmal die Zeit kommen, in der sie um Hilfe aus einer Not schreit, die sie selbst verschuldet hat. Und es bleibt nichts übrig, als daß sich einst die Wohlmeinenden aller Nationen vereinigen, um die unausbleiblichen Folgen des „zivilisatorischen“ [49] Schreckens wieder gutzumachen. Denn gutgemacht muß alles Schlimme werden, voll gesühnt und bis auf die letzte Ziffer abgebußt, so will es

die göttliche Gerechtigkeit. Dieses scheinbar harte und doch so tröstliche Gesetz gilt für die Gesamtheit des Volkes ebenso wie für den einzelnen Menschen, und wen es nicht schon in der Gegenwart trifft, dem mag für seine Zukunft bange sein. –

In Mays Buch wird nun geschildert, wie sich zur Abwehr all der Schäden und zum Aufbau eines echten Menschheitstempels in aller Ruhe und Heimlichkeit, ohne lautes „pazifistisches“ Getue, im Orient eine Vereinigung gebildet hat, die den Frieden vorbereiten will zwischen den Einzelnen, so zwischen den Rassen und Völkern, wie schließlich zwischen den verschiedenen Religionen und Bekenntnissen. Menschlichkeit, Bruderliebe, Friede, das sind die Hochgedanken und im Sinn dieser drei Begriffe muß jeder handeln, der zu der Bruderschaft gehört. Wer dagegen verstößt, muß als ehrlos aus dem Bund scheiden. Die Mitglieder des Bundes fragen nicht, wer oder was der ist, der Hilfe braucht, und bringen sie dem Feind ebenso gern wie dem Freund, womöglich ohne daß er es bemerkt. Am wenigsten wird dabei gefragt nach der Verschiedenheit der Religion. Nicht wer genau so denkt, wie die Stifter des Bundes, ist willkommen, sondern ein jeder Mensch, der die Hilfe nötig hat, gilt als Bruder, als „Nächster“, dem die Mitglieder des Bundes die Hand zu reichen haben.

Aber dabei kommt es nun nicht auf schöne Worte, herrliche Reden an, sondern allein auf die stille, **[50]** aber ausdauernde Tat. Kämpft doch das Niedere dauernd gegen das Höhere. Und das lebendige Beispiel des Edlen kann so bewirken, daß die Tiefe nach und nach zu der Höhe emporgezogen wird. Dieses Steigen aus dem Tal bergan ist nicht so leicht und geht nicht so schnell, wie man es wünschen möchte. „Viele stürzen dabei wieder ab, ja es gibt sogar welche, die entweder nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß menschliche Höhen vorhanden sind.“ Das ist eine sehr richtige Bemerkung, da ja in der Tat der große Durchschnitt der Menschen für diese Begriffe, die über das alltägliche, über die wirtschaftlichen Bedürfnisse weit hinausliegen, nicht zu haben ist.

Wie nun ein Mensch von dem andern zu lernen hat, so soll auch jedes Volk auf das andere, jede Nation und jede Rasse auf die andere schauen, um ihre Fehler zu vermeiden, ihre Tugenden und guten Eigenschaften aber sich anzueignen. Sobald ein Mensch sich überschätzt, sich für groß, ja unerreichbar hält, wird er nicht mehr steigen können, sondern zu sinken beginnen. Die Würdigkeit wird sich in Unwürdigkeit, der Wert in Unwert verwandeln. Das eine ließ ihn steigen, das andere läßt ihn fallen. So auch beim Volk, bei jeder Allgemeinheit. Darum liegt für den Einzelnen wie für das Volk eine große Gefahr im Selbstlob und im Herabsehen auf andere. Hüten wir uns vor allen Dingen, von Ueberlegenheit und von Minderwertigkeit zu reden, bevor die Weltgeschichte ihr letztes Wort gesprochen hat.

Es sei bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß bei May sich in allen seinen Schriften sehr feine Bemerkungen auch über solche Gegenstände **[51]** und Fragen finden, die scheinbar außerhalb des Rahmens der eigentlichen Darstellung liegen. So über künstlerische und pädagogische Fragen! Es seien hier in aller Kürze einige als Beleg angeführt: „Kann man einem Menschen Gutes erweisen und dann noch böß über ihn denken?“ (S. 156.) „Die Treue ist etwas Seelisches, und wer sie nach der Zahl der Briefbogen mißt, der traut sich selber nicht.“ (S. 193.) „Nur das Genie gibt neue Rätsel auf, während das Talent sich mit längst vorhandenen beschäftigt.“ (S. 313.) Sehr fein ist auch eine längere erzieherische Bemerkung zur Frage der Autorität (S. 315): „Sollen Kinder mitbestimmen dürfen, auf welche Weise sie zu erziehen sind? Habt sie lieb; hebt sie empor und macht sie zu Männern! Sind sie das geworden, so mögen sie mit raten und taten; eher aber nicht. Es ist stets gefährlich, den Unmündigen eine Macht zu verleihen, deren Ausübung klar denkende Köpfe verlangt.“

Ueber die Gefahren des Krieges ist sich May völlig klar; so führt er an einer Stelle aus (S. 404): „Die bewaffnete Hand stellt das Wohl der Völker auf das Spiel und bezahlt mit Menschenblut, was ihr der Friede umsonst und doppelt geben würde. Wenn die Nationen glauben, Wetten mit- oder gegeneinander eingehen zu müssen, so sollten sie es doch in anderer Weise und um andere Preise tun.“ Durch das ganze Buch zieht sich Mays Kampf gegen die törichte Unsitte des Wettens, und er selbst bringt es schließlich weltklug und gewandt fertig, sogar seinen aufs Wetten erpichten englischen Freunden dieses abzugewöhnen.

[52] Wo sind – so ruft er mit vollem Recht aus – heute all die Gewinne, um deretwillen Jahrtausende hindurch mit Blut gewettet wurde? Wer wird in wieder 1000 Jahren die Länder besitzen, um die die Gegenwart mit blutigen Waffen wettet? Sind solche Gewinne überhaupt solche Einsätze wert? Gibt es nicht bleibende Gewinne, die durch Einsätze zu erlangen sind, die weder Angst, noch Sorge, noch Schmerz bereiten?

Das, was die „Shen“, die neue Menschenverbrüderung, will, wird an einer Stelle sehr kurz und treffend in folgender Weise bezeichnet: Die Shen ist die Gesamtheit aller Menschen, die auf Erden endlich einmal Frieden haben wollen. Ist „Friede“ hier gleichbedeutend mit „Glück“? Nun, man pflegt so zu sagen: Jeder Mensch will glücklich werden – und das ist falsch. Aber – jeder Mensch soll glücklich machen, das ist richtig. Weil jedermann bisher das Glück für sich verlangte, konnte es kein Glück auf Erden geben. Glück ist nur möglich durch Gesinnung der Freiheit, des Friedens, der Gemeinschaft. Der ist glücklich, der, sei es in sich oder bei andern, Gemeinschaft aufbaut, jener unglücklich, der selber oder mit andern Gemeinschaft hemmt oder vernichtet. Daher gilt es, über all die äußeren Kennzeichen hinwegzusehen und nicht nach Hautfarbe und Katechismus, Erdteil und staatlicher Gruppe zu fragen, sondern allein nach dem Zustand des Innern, danach: wie steht es um dein Herz, deine Seele? Wenn so der „Heide“ auch nur einen einzigen Menschen liebt, einem einzigen „Feind“ verzeiht, so handelt er christlich. Umgekehrt: wenn der [53] Christ auch nur einen einzigen Menschen haßt oder sich an einem einzigen Feind rächt, so handelt er heidnisch. Sobald die Menschen Gutes tun, sind sie alle zusammen Christen, und sobald sie Böses tun, sind sie alle zusammen Heiden. Gott tut nichts als Gutes, der Teufel nichts als Böses; – dazwischen steht der Mensch, der bald Gutes und bald Böses tut. –

Legt man das Maysche Buch zur Seite und denkt über Inhalt und Grundzweck nach, so kann man es als eine Art tätiger Völkerethik in volkstümlicher Form bezeichnen. Hier werden so viele Zusammenklänge angeschlagen, die gerade jetzt in unserer Brust Widerhall finden, daß man sich kaum entschließen kann zu glauben, daß dieses Werk vor mehr als zwei Jahrzehnten entstanden ist. Die Lehre Mays von der alles überwindenden Liebe und Güte ist ein Stück Zukunftsmusik und doch eine Lehre, die gerade der schmerzzerzerrissenen Seele des Europäers, insonderheit des Deutschen von heute, so unendlich wohl tut. Und welche Ruhe und Bescheidenheit durchzieht und durchweht das Ganze! May schärft es uns mehrfach ein, daß dies noch nicht das eigentliche Werk, nicht der Höhepunkt seines Schaffens sei, sondern daß das „Hauptwerk“ erst komme! (So S. 506.) Wenn jemand daran zweifelt, ob May tatsächlich als ein echter „Volksschriftsteller“ anzusehen sei, dem empfehle man das Lesen dieser Schrift. Dabei sollen gewisse Schwächen, so eine Unausgeglichenheit im Aufbau und einzelne stilistische Unebenheiten, nicht verschwiegen werden. Aber, nimmt man alles in allem, welches redliches Bemühen um [54] Wahrheit und Treue, welche echt deutsche und zugleich brüderlich-menschliche Art! „Und Friede auf Erden“, wie der Titel jetzt lautet, wo das Buch als 30. Band der „Gesammelten Werke“ erscheint, ist wirklich ein echtes und rechtes Friedensbuch, das das Evangelium, die Freudenbotschaft predigt vom Frieden in der Außenwelt wie in der engen Menschenbrust.

So sei diese kurze, nur die Kernpunkte berührende Abhandlung geschlossen mit den prophetischen Worten des innerlich gewandelten und befreiten Missionars Waller:

O, würde doch der Mensch nicht durch die Zeit
Und durch des Raumes Hinterlist betört,
Er würde kühn sich an das Ew'ge wagen
und dann als Preis den Himmel in sich tragen!

Was macht zum Himmelreich denn schon die Erde?
Ein einz'ger Hirt und eine einz'ge Herde!

Der Habsucht sei das Gold beschieden,
Der Weihrauch dem, der Weihrauch liebt,
Uns Armen aber gib den Frieden,
Den uns kein Fürst, kein Weiser gibt!“

Zur Seelenerkenntnis Karl Mays

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Mein Versuch, den ich in der Schrift „Gerechtigkeit für Karl May!“ vorgelegt habe, die seelischen Grundlagen zu erkennen, aus denen Karl Mays Wesen und Wirken zu erklären sind, hat vielfache erfreuliche Zustimmung gefunden und ist als der Weg anerkannt worden, der zur Lösung des sog. Karl-May-Problems führt. Ich nenne nur zwei Zeugnisse, und zwar solche aus entgegengesetzten Lagern: Dr. H a n s L u d w i g R o s e g g e r schreibt im Heimgarten 1920: „Gurlitt versteht, und weil er versteht, ist ein Verzeihen überflüssig“, und H e r m a n n K ö s t e r schreibt in der Jugendschriften-Warte 1921, Nr. 2/3: „Was May betrifft, so versucht Gurlitt alles zu verstehen und alles zu verzeihen.“ Ich meine, das ist die Aufgabe des Psychologen und Literarhistorikers, denn: *tout comprendre c'est tout pardonner*. Damit lösen sich alle Rätsel und alle Widersprüche zwanglos auf natürliche Weise.

Ich möchte, auf dem betretenen Wege fortschreitend, noch folgendes zur Erwägung geben:

Karl May war blind bis zum 5. Lebensjahr und empfing in dieser Zeit seine gesamte geistige Kost von seiner Märchen und Biblisches erzählenden [56] Großmutter. Diese Grunderlebnisse sind entscheidend gewesen für seine gesamte geistige Entwicklung. Er hatte durch Erbe einen starken weiblichen Einschlag und eine überwuchernde Fähigkeit seiner Phantasie mit ins Leben bekommen. Dazu nun die Erblindung und die Märchen- und Glaubenswelt! Daraus erklärt sich alles Folgende seines Lebens, denn die ersten Lebensjahre sind für die geistige Entwicklung des Menschen die wichtigsten, weil empfänglichsten. Was da dem Geist eingegraben wird, das ruht unerschütterlich im tiefsten Grund, und darauf baut sich das ganze folgende Lebensgebäude auf. Wem nun in diesen ersten fünf Jahren das bedeutendste Sinnesorgan, das Auge, fehlt, dessen Innenleben muß andersartig werden als das des Normalen. Seine Begriffe von wahr und unwahr, von wirklich und geträumt, sogar von recht und unrecht müssen unter dem Einfluß dieser Hemmung anders geraten, anders d. h. krankhaft, nicht übereinstimmend mit denen, die wir Sehenden, Gesunden uns gebildet haben.

Wer in diesen Dingen aus den herkömmlichen Normalbegriffen zu klarer, seelenkundlicher Erkenntnis kommen will, dem sei der Aufsatz von Nietzsche „Ueber Wahrheit und Lüge im außerseelischen Sinn“ (1873) zum Studium empfohlen⁷. Es wird da nachgewiesen, daß das, was wir Wahrheit nennen, nur auf einem stillschweigenden Uebereinkommen derer beruht, die sich entschieden haben, die Dinge eben in ihrer Weise zu betrachten und zu werten. Auf die Frage: Was ist also Wahrheit? antwortet er selbst:

[57] Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphien, kurz eine Summe von menschlichen Reflexionen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken. Die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und ziemlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nur als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Mensch, der in der Kindheit blind war, diese von Sehenden gewonnenen und anerkannten Wahrheiten innerlich nicht mit voller Kraft bejahen wird, eben weil ihm wichtige zugrunde liegende Anschauungen fehlen. Seine Welt ist nur aus innerlich geschauten Bildern erwachsen, und so stimmt das Herz nicht immer mit den Tatsachen überein, die dann seine sehend gewordenen Augen erblicken, und die ihn so sehr überraschen, erschüttern, weil eben an seiner vorherigen Welt irre machen⁸.

Ich erkläre mir zum Teil aus diesem Erlebnis den nie ganz überwundenen Zwiespalt in Mays Natur und vor allem sein Unvermögen, Erträumtes und Erlebtes stets klar zu scheiden. Seine Naturanlage, durch sein Schicksal verstärkt, hat ihn zum Dichter gemacht, hat ihm aber zugleich den sachlich berechtigten, aber unverschuldeten Vorwurf eingetragen, daß er ein „Lügner“ sei. Er hätte sich mit Homer trösten dürfen, der im Altertum auch oft der Lüge bezichtigt worden ist. Kommen dazu noch weitere schädliche Einflüsse, wie im Falle May: Unterernährung, alkoholischer Mißbrauch, wirtschaftliche [58] Not, hysterische Erkrankung und Verführung durch gewissenlose Personen und durch schlechte Lektüre, so ergibt sich daraus wie mit

⁷ Bd. I, S. 505 ff. der Kl. Ausgabe.

⁸ May, „Ich“, S. 299.

Naturnotwendigkeit eine geistige und moralische Entwicklung krankhafter Art. Bewunderungswürdig, daß es trotzdem dem festen Entschluß und der zähen Ausdauer Mays gelungen ist, sein Leben gleichsam wieder in die Hand zu bekommen und seinem auf hohe sittliche Ziele gerichteten Streben dienstbar zu machen. Daß die von Natur und Schicksal gegebenen Hemmungen trotzdem nicht ganz von ihm überwunden werden konnten, das macht die Tragik seines Lebens aus.

Es gibt viele höchst achtbare Menschen, die nie wissentlich die Unwahrheit sagen: sie eignen sich prächtig zu Bürobeamten, Kassenvorständen und andern bürgerlichen Berufen, aber phantasiereiche Märchen werden sie der Welt nicht schenken. Der nüchterne Tatsachenmensch versteht den Künstler nicht, der sich seine eigne geistige und sittliche Welt mit den Kräften seiner Phantasie erbaut und diese für die wahre nimmt. Was er innerlich erlebt, das ist ihm mehr Wahrheit, als was ihm seine Sinne vortäuschen. Und hat er damit unrecht? Er lebt in der Idee wie Plato, und gewinnt daraus rein instinktiv Erkenntnisse, wie sie uns jetzt etwa durch die Relativitätstheorie zu wissenschaftlichen Realitäten erhoben werden, da wir nämlich die Welt nur im Abglanz haben und letzten Endes jeder Mensch das Maß der Welt ist.

Mit Unrecht schilt man den Dichter „Lügner“, er dichtet eben und dichten heißt, die Welt künstlerisch sehen und darstellen. Wenn dieser Dichter von starkem [59] Phantasieleben mit der realen Welt in feindliche Berührung kommt, so wird ihm seine Natur die größten Schwierigkeiten bereiten. Vor Gericht wird er einen besonders harten Stand haben. Man verlangt da von ihm eine klare Unterscheidung zwischen der sog. Wahrheit und Unwahrheit, die ihm einfach versagt ist, verlangt also eine Tat, die er nicht leisten kann. Und Gleiches erlebt er während seiner dichterischen Tätigkeit selbst: auch da wird er die Ansprüche einer sachlichen Richtigkeit beiseite schieben, um dem Ansturm seiner Phantasiebilder freie Bahn zu schaffen.

Wie aber seine Werke zustande kommen, das geht im Grunde die Leute gar nichts an. „Ihr sollt an meinen Farben nicht schnüffeln!“ sagte Rembrandt. Folgt dem Künstler in seine Welt, oder geht ihm aus dem Weg und bleibt zwischen euern Akten und Kohlfeldern! Wer ihm aber folgt, der lasse sich willig führen und störe ihn nicht unausgesetzt durch zudringliche Fragen und alberne Zweifel! Der Dichter wird euch stets antworten, daß alles, was er schreibe, wahr sei. Für ihn ist es wahr, denn er hat es innerlich geschaut, erlebt und gestaltet.

Tritt man so mit psychologischen Kenntnissen und mit vertrauendem Wissen ein in die Welt des Dichters, so wird man sich nicht enttäuscht fühlen, wird verstehen und – verzeihen. Verzeihen? Nein, der Dichter ist uns kein Schuldiger: er ist ein Geber, er bringt uns seine Reichtümer, die wir ablehnen dürfen, auf die wir aber keine berechtigten Ansprüche haben. Der Dichter mag es uns verzeihen, wenn [60] wir ihn nicht verstehen: wir selbst haben ihm nichts zu verzeihen.

Die bekannte Karl-May-Hetze war eine seelische Massenerkrankung. So steht die Sache und deshalb ist jetzt der Umschlag in der Wertung Karl Mays als eine Wirkung vertiefter psychologischer Erkenntnis zu werten. In das Wesen und die Geheimnisse des Seelenlebens der Künstler dringt nur der ein, dem selbst ein künstlerischer Funke in der Seele glimmt und auf Entfaltung durch den Genius harret: mit der Nüchternheit des Kriminalbeamten, der dichterische Schöpfungen vors Gericht schleppt, um dahinter zu kommen, wird man nie zu einer befriedigenden Seelenanalyse des Dichters selbst und zum Genießen seiner Schöpfungen gelangen.

Auf May ist anwendbar, daß, wie die Kunst, so hier die gerechte Seelenanalyse, ihn unsern Augen und Herzen menschlich näher bringt:

Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück,
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größere Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu. [Schiller, Wallenstein]

Dichter sind Bahnbrecher auf dem Gebiet seelischer Erkenntnisse. So haben sie auch die Bedrängtheit und innere Zwangsmäßigkeit jedes menschlichen Lebens früher erkannt, als die sog. Normalmenschen, früher auch als die Wissenschaften. Daraus erklärt sich ihre Humanität. Ihr Blick liegt ohne Haß auf allem Lebendigen, rein betrachtend und erklärend: Sie sprechen nicht von Schuld, wo sie Naturzwang erkennen:

[61] So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn,
 So sprachen schon Sibyllen, so Propheten;
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt. [Goethe, Urworte, Dämon]

Wann wird der Widerstand der stumpfen Welt die tiefe Weisheit und Gerechtigkeit aufnehmen und üben lernen, die in diesen wenigen Worten Goethes beschlossen liegt?!

Die geschichtliche Wahrheit erfordert hier noch eine **A n m e r k u n g** :

Im vorjährigen Jahrbuch konnte auf S. 266 festgestellt werden, daß mein Buch von der Presse mit einer einzigen Ausnahme zustimmend beurteilt worden sei. Diese Ausnahme bildete die Anzeige von **K ö s t e r** (Jugendschriften-Warte 1921, Nr. 2/3), auf die ich im Jahrbuch 1922 (S. 264 ff.) geantwortet habe. Ich konnte da zeigen, daß Köster meinen Text **e n t s t e l l t** hat, um ihn verurteilen zu können. Das erinnert mich an einen ähnlichen Fall:

„Das Allertollste ist“, schreibt Lessing im „Vierten Brief, die neueste Literatur betreffend“, „daß er – – (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck von Hudibras borgen), daß er seinem Autor die Krätze gibt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn ungerecht und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat.“

Dieses „**A l l e r t o l l s t e**“ also hat sich Köster mir gegenüber geleistet.

Inzwischen hat sich dazu nun auch **A v e n a r i u s** oder, genauer genommen, der von seinem Stiefsohn **W o l f g a n g S c h u m a n n** geleitete „Literarische **[62]** Jahresbericht des Dürer-Bundes 1920/21“, S. 108, mit folgenden Worten darüber geäußert:

Eine sonderbare Tendenzschrift im ungunsten Sinne des Wortes ist **L u d w . G u r l i t t s** „Gerechtigkeit für **K a r l M a y !**“ (Karl-May-Verlag, Dresden-Radebeul); Gurlitt bekämpft, geschickt mit Zitaten und Zeugenstimmen arbeitend, die Gegner des alten bekannten Jugendschriftstellers; schwerlich wird er Menschen von Geschmack und Sachlichkeit finden, die ihm dabei zustimmen würden, wenn sie den Gegenstand seiner „umgekehrten Herostratosarbeit“ kennen; selbst des literarhistorischen Gehalts entbehrt diese recht plumpe Schrift sehr fühlbar.

Mit dieser Kritik bin ich durchaus zufrieden, denn ich habe niemals erwartet, daß Avenarius und sein Anhang mein Buch ihren Lesern etwa mit warmen Worten empfehlen würden. So viel Selbstverleugnung durfte ich nicht verlangen. Zu den „Menschen von Geschmack und Sachlichkeit“ zähle ich **H e r m a n n H e s s e**, der wiederholt warm für Karl May eingetreten ist.

Für den Ausdruck „umgekehrte Herostratosarbeit“ quittiere ich mit lächelndem Dank. Herostratos hat bekanntlich, um sich „berühmt“ zu machen, den prachtvollen Tempel der Diana von Ephesus niedergebrannt. Er war offenbar verrückt. Ich mache mich dadurch „berühmt“, daß ich verrückte Leute, die einen Tempel niederbrennen wollen, davon abhalte. Das ist meine „umgekehrte Herostratosarbeit“. (Meine Tätigkeit ist lieber der Erhaltung und dem Aufbau, als dem Niederreißen gewidmet.)

Uebrigens mehren sich die Stimmen „Urteilsfähiger“, die dem von Karl May gepflegten Abenteuerroman das Wort reden. So schreibt **W i l h e l m [63] M a t t h i e ß e n** (Münchener Neueste Nachrichten, 9. Februar 1922, Nr. 59) zur Empfehlung einer Neuauflage des alten **G e r s t ä c k e r** (Verlag Costenoble), deren erster Band vorliegt:

Es dauert wohl noch Jahrzehnte, ehe sich der Abenteuerroman von der erblichen Belastung erholen wird, die er sich durch strengste Verfemung von seiten der Vertreter salonfähiger Literatur zugezogen hat. Aber unsere Schriftsteller haben ja zum größten Teil das homerische Erbe verschleudert: die Kunst, zu erzählen. Diese (neuen) bieten ein unerquickliches Gemisch von Abenteuer und Psychologie. So **G e o r g F r o e s c h e l** in seinem „Korallenthron“ (Frankfurter Societätsdruckerei) und **O. v. H a n s t e i n s** immerhin ziemlich spannende „Sonnenjungfrau“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).“

Ich kenne diese Arbeiten nicht, nehme also zu Matthießens Kritik hier keine Stellung. Nur seine Wertung der ganzen Kunstgattung verdiente, hier betont zu werden.

„Ardistan und Dschinnistan“: – eine Denkerbotschaft

Von Willy Schlüter⁹

Oswald Spengler schöpft aus seinem Einfühlen in die zauberische Welt des Orients auch im zweiten Band seines Werkes über den „Untergang des Abendlandes“ schließlich nur die Bestätigung für die eigenartige fatalistische Auffassung des Völkerlebens, die er so tief sinnig und anregsam zur Erörterung gebracht hat. Karl May kommt als Verkündiger einer neuen Freiheit des sittlichen Könnens von seinen Traumfahrten nach dem „Ardistan“ und „Dschinnistan“ des „Ostens“ zurück. Wer von den beiden schaut nun wahrer? Darf man überhaupt irgendwie Karl May neben den scharfen Denker und Sichter Spengler stellen? Darf man an Dichtergleichnissen eines gemütvollen und kindlichen Unterhalters die Forscherergebnisse eines Mannes messen, der so entschieden mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehen will?

[65] Ich will an dieser Stelle nicht zum letzten grundsätzlichen Austrag der Deutung des gesamten Lebens der Kultur mich wenden. Ich sehe hier nur die Geister einmal auf das hin an, was sie in ihrem Grundverhalten menschlich durchüben. Da schaue ich neben dem weltberühmten Hegel den schlichten Krause, der sich darauf legt, immer nur sprachlich und denkerisch das, was er schaut und meint, in Gliederungen zu entfalten. Man kommt mit solcher Gliederungsübung nicht so rasch und sicher zum Welterfolg wie mit einer Beweiskunst, die minder pfleglich und innig ins Erdenleben schaut, aber man gelangt auch dadurch zu gewissen nicht ganz unwertigen Erkenntnissen. So scheint es mir nicht ganz belanglos zu sein, wenn Krause gewahrt, wie die Ranghöhe eines Menschen sich danach bemißt, wie reich er an innerer Gliedrigkeit und an inneren Gegensätzen des Lebens ist. („Das Urbild der Menschheit.“ Ein Versuch von Karl Christian Krause. Aufs neue herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1903, S. 258.) Zum mindesten würden Biologen wie Driesch und Üxküll ihre helle Freude an solcher Vorschau ihrer Forschungsfrüchte haben. So ist es mir nicht unlieb, neben dem großen Zellulärpathologen Virchow den minder anerkannten Verjüngungsdenker Schultz-Schultzenstein zu erblicken. Wie man die Antike mit ihrem Schicksalsglauben durch folgerichtige Durchübung der Innemachung der Sondergesetzlichkeiten des Lebens innerlich überwinden kann, das zeigt Schultzenstein sogar noch schlagender **[66]** und durchsichtiger als Spengler. Darf ich hier auch noch neben Spengler selbst den ganz anders gearteten Entfalter der Erkenntnistragweite mathematischer Grundeinstellung, den schulphilosophisch noch nirgendwo richtig gewürdigten Dr. Eugen Heinrich Schmitt nennen? Schmitt hat gleichfalls das Differentialprinzip des höheren mathematischen Denkens durchgeübt und hat damit immerhin einige Rätsel der alten Gnostiker durchhellte, die Spengler mit einer gewissen Hilflosigkeit nur einfach als magische Denker ins Bunte stellt. Und dabei hat Schmitt sich nur ganz kindlich in die Verhältnisse der geometrischen Dimensionen zueinander hineingedacht. Vielleicht hätte auch Schmitt von Krause und Schultzenstein sich über das Leben noch besser belehren lassen müssen. Seine Dimensionen sind Stufenbauten gleichartiger Unendlichkeiten und das Leben schreitet immer von Sonderwert zu Sonderwert und seine Umschlüsse überschweben immer Welten, in denen es darauf ankommt, wie das Einzelne mit dem Allgemeinen sich in Gliederungen verknüpft. Seine Einzigkeiten lassen sich niemals lehrhaft völlig vorweg erfassen. Immerhin läßt sich aus Schmitt, wenn man ihn lebensmäßig deutet, ableiten, wie sehr der Geist der Inbegriff alles Führungskönnens und Führungstuns des Lebens ist und keineswegs, wie bei Spengler, ein Ohnmachtschatten zu bleiben braucht neben dem „Zufall-Mensch“, dem „Zufall-Leben“, die in Weltverhängnissen versanden. Und gerade in dieser Erkenntnis steht unser Karl May Seite an Seite neben Eugen Heinrich Schmitt, und schauen wir schärfer zu, so beobachten wir, daß er **[67]** sich tapfer bemüht, so gliedrig zu denken wie der Philosoph Krause und so verjüngungsoffen wie der Biosoph Schultz-Schultzenstein.

Ich erlebte das gehaltvolle Doppelbuch Mays an einem hellen und frischen Sommermorgen. Ich fühlte, wie harmonisch trotz Häckel und Darwin die Akkorde der Natur zu einem feierlichen Gesamtausdruck zusammenklingen. Das nimmt man nicht mit den in Vielfachheit zerstreuten fünf Sinnen, wohl aber mit dem Grund- und Leitsinn des Lebens wahr, der darauf achtet, wie sich die Naturerscheinungen zu einem Wie der

⁹ Der Verfasser schuf u. a. das bedeutsame Werk: „Deutsches Tat-Denken. Anregungen zu einer neuen Forschung und Denkweise.“ (Oskar Laube, Dresden, Abt. Neudeutsches Lebensdenken 1919.)
Die Herausgeber.

Wechseleinpassung über Einzelwesen und Arten hinaus zusammenordnen. Wir erfüllen, erinnern, erfassen die Lebensbedeutsamkeit und den Wirklichkeitsgehalt der Wesen um uns mit einer Urteilstat, in der sich das ganze Leben in uns zur Stellungnahme zusammenschließt. Die Zusammengeordnetheit der Eindrücke stellt uns in ihrem nur geistig ergreifbaren Wie eine Frage, die wir unmittelbar mit dem einheitlichen Erlebnis des Gesamtzusammenhangs beantworten. Wir sehen, wie Blumen, Insekten, Vögel zusammen der Natur ein Etwas geben, das uns seelenvoll anspricht. Wie alle Einzelwesen zur Art zusammenklingen, so hallen und tönen alle Arten in Wald und Flur zu einem noch Höheren ineinander. Was ist dieses Höhere? Es ist nur für den Grund- und Leitsinn des Lebens, ist immer nur für das Ganzheitsurteil da, die „Wurzel“ des Geistes... Man kann es den Gottesausdruck des Naturlebens nennen oder die „Überseele“ oder „Dschinnistan“. Welchen Namen man aber auch dafür wähle, es atmet, es wallt, es ist Wirklichkeit.

[68] Gewiß, diese „Ideophanie“, dieses Erlebar- und Sichtbarwerden der „Idee“ in der Natur, ist erfahrungsgemäß durch die eherne Härte der Vermittlung von der Tiefe her zur Höhe hin ertätigt. Die Natur erspannt sich in schroffsten Gegensätzlichkeiten, durchspannt sich zur vollen Breite der Wesenfülle unendlich langsam, Stufe für Stufe, und die Lebensentfaltung bis zum Gipfel bewußter Menschlichkeit erfordert unzählige Lebensopfer. Doch zuletzt sondert sich alles mit seinen Eigenwerten in das Ganze der Natur hinein und alles Entwicklungsförderliche wird Lebensgliedwert. Auch die Kultur erwältigt sich ja zunächst herrisch, aristokratisch, durchwältigt sich demokratisch, um schließlich gliederschaftlich, „korporativ“, alle Könnensbesonderheiten sich einzubauen. Und ebenso wird die Erkenntnis erst vernunftmäßig erahnt, ersinnigt, dann mit dem Schematismus und den Kategorien des Verstandes durchklärt, um schließlich alle Klärungsergebnisse dem Organismus der Ideen zuzugliedern, den Kant geschaut hat. Die Ideophanie der Natur mit ihren gliednerischen Vermittlungen entspricht daher der Ideognosis des Geistes. Sie sind beide vom All- und Gesamtleben her aufeinander eingepaßt. Bejaht man das Leben mit seinem Dreischlag von Erspannung, Durchspannung und Zugliederung nicht, dann wird man auch nicht die daraus folgende Tatsache bejahen, daß alle Entfaltung erst durch Rohwuchs und Auslese zum Edelwuchs gelangt. Man wird dann nicht mit den bitteren Notwendigkeiten des Daseinskampfes fertig. Weil man „Dschinnistan“, das Reich der All-Einpassung nicht erlebt, kann man kein Verständnis für **[69]** „Ardistan“, die Welt des Kampfes und der Not, gewinnen. Erst die Vollbejahung des Lebens erweckt den Grund- und Leitsinn der Wirklichkeitsschau und Naturwürdigung zum Bewußtsein.

Voll bejahen kann man das Leben aber nur, wenn man seine Gestalten liebt. Auch hierzu bedarf es des Dreischlags gliedernder Tat. Tat ist es, die Natur wertig zu fassen, sie zu erleben. Vor diesem Tatvollzug ist die Natur nicht wertig für uns da. Tat ist es ferner, durch Erschauen der wechselseitigen Ineinanderpassungen der Wesen zur Art und zum All-Leben die Natur zu durchlieben und alle Schönheit der Wesen sich einfühlend einzulieben. Es gehört dazu eine Kraft der Güte und des Verstandes, die man nicht aufbringt, wenn man nicht sich selbst ganz in der Hand hat. Und wenn man dieses Lieben zu einer Dauergestalt des Lebens verfestigen will, dann muß noch etwas geschehen, was für die allermeisten noch ein Geheimnis ist. Eben in dieses Geheimnis aber weiht Karl May uns in seinem Werk „Ardistan und Dschinnistan“ auf ganz eigene Weise ein.

Man versteht den hier maßgebenden Gedankengang des phantasiereichen deutschen Volksschriftstellers am besten, wenn man einmal ganz groß, ganz ernst und ganz rein die uralte Kainsfrage in sich auf tönen läßt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Vor uns steht der Urbauer mit düster gerunzelter Stirn. Warum erschlug er den Bruder und Hirten Abel? Abel trug ein leuchtendes Mehr in sich, einen Überschuß von Freiheit, Innerlichkeit, Liebe. Er **[70]** legte nicht soviel unwirsche Verdrießlichkeit, nicht soviel Verdrängung und Dumpfheit in sein Tun. Er pflegte die Tiere, pflegte die Blumen, pflegte mit strahlender Sinnigkeit auch den Gottesdienst. Diesen Überschuß von Leben gönnte der Bauer dem „Träumer“ Abel nicht. Wehe Beseitigungsvorstellungen, qualvoller Neid zermarterten ihn. Er befreite sich davon durch den Mord, der ihn allerdings nur in noch größeres Weh stürzte. Sein Trotz gegen Gott war Höllenqual, als er die tiefbedeutungsvolle Frage stellte, die auch heute noch durch die Welten hallt.

Weil wir die richtige Antwort auf diese Frage uns noch nicht gegeben haben, darum steht die Natur so ungliedrig, so unliebbar vor uns da, darum auch wird uns die Kultur in Weltkriegen und Revolutionen zu einem so schaurigen Spengler-Rätsel. Wir müssen Spenglerisch-fatalistisch über Dasein und Wachsein,

über Mensch und Leben denken, wenn wir nicht ehrlich uns mit der Kainsfrage auseinandersetzen. Die Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens liegt notwendig nur in Beziehungen des In- und Füreinander. Nur im gliedrigen Zusammenhange kann das All als ein Ganzes erlebt und gedacht werden. Und nur das als ein Ganzes eingeeinnigte All kann uns in uns und für uns selbst Frieden und Sicherheit verbürgen. Nur ein solches All läßt sich lieben. Schließen wir aber irgend einen Menschen wirklich aus der Ganzheitsinnigung und der Allgliedrigkeit aus, dann haben wir die grundlegende Verbürgung unseres eigenen Lebenssinnes zerbrochen. Wir mögen dann äußerlich groß und stark in [71] Weiterfolgen einherrauschen, mögen die gesamte Öffentlichkeit mit unserm Hassen und Trotzen beschäftigen, in uns starrt der Tod, von unserer Stirn blinkt das Kainszeichen. Zu wirklicher Lebensbejahung erheben wir uns nur dann, wenn wir das Bruderhüten in seiner ganzen Wahrheit so durchüben, wie Karl May es ins Herz seiner Leser legt. Wir müssen, um echte Erleber Dschinnistans zu werden, zum mindesten eine Seele heimlich in dauernde Obhut nehmen. Gerade das Absehen von jedem Lohn und jeder Anerkennung gestaltet das Helfen und Heben zur Magie, die uns immer neue Allheitsinnigung ins Bewußtsein senkt. Wir lieben die Seelen dann selbstlos vom All her und die Umsetzung solcher Liebe in stetig waches Hütertum weiht unser Tatleben von der grundlegendsten Seite her zum Alltun. Wir verwandeln dann die Gottesmöglichkeit schöpferischer Güte in Gotteswirklichkeit. Es ist groß, daß Karl May in solcher Liebe den Adel Dschinnistans erkennt. Man vergegenwärtige sich, wie schlimm der Erzähler von Neidern und Ausbeutern gehetzt wurde. Es ist ja nun einmal so im Leben, daß Menschen der Übergüte notwendig den Kainshaß auf sich lenken. Man betrachtet zu gern solche Naturen als Freibeute und rächt sich dadurch an der Lebensüberlegenheit, die der Dschinnistan-Adel verleiht. Heute muß das Hüterevangelium Karl Mays völlig wie Wahnsinn klingen. Aber man bedenke wohl: Wir haben keine andere Wahl als die zwischen dem Fatalismus der Unpfleglichkeit und der schöpferischen Freiheit der Weltdurchgütung. Wer seine Logik gebraucht, um sich und andern die [72] Untunlichkeit der Lebenspflege einzureden, kommt eines Tages notwendig bei der Zufällignehmung alles Menschlichen an, gleichviel ob sie unter dem Namen Spenglers oder Nietzsches sich vollzieht. Entrinnen kann man dem Verhängnisglauben nur durch das große Ganzheitsschauen gliedrigen Denkens, das immerfort in der Liebe tätig ist. Das hat Karl May gesehen. Und wenn er diese Einsicht auch durch noch so viele Unzulänglichkeiten vermittelt, so steht er doch mit ihr an der Seite Goethes. Goethe war ja, solange er lebte, ein heimlicher Förderer der Bedrängten und Bedrohten. Er lebte in Dschinnistan und weil er dort lebte, konnte Gott Natur ihm zur Braut werden.

Es zeigt sich somit, daß es doch nicht gänzlich sinnlos ist, Karl May Spengler gegenüberzustellen, so sehr Spengler auch als geistige Kraft dem Erzähler überlegen ist. Im Hinblick auf die letzten und höchsten Wahrheiten der Lebensinnigung gilt noch immer das Wort der Indier: „Darum wird einer, der die Wahrheit spricht, scheinbar geringer und ärmer.“ Er steht in der Welt, die aus dem Wahnsinn des Außer- und Gegeneinander sich erhämmert und zerquält, scheinbar als jemand da, der das Spiel noch nicht versteht. Doch es gibt Spiele und Spielkräfte verschiedener Art. Die Kunstregeln der Lebenserhöhung, die Karl May befolgt, tragen ein ganz besonderes Gepräge. Sie ergeben sich aus vier Inschriften, von denen der erste Band von Ardistan und Dschinnistan berichtet.

Als Wort der Schöpfung leuchtet im Süden der Spruch: „Keine Seele kam zur Erde nieder, die [73] nicht vorher Geist im Himmel war!“ Der Grundsinn und die Grundrichtung unseres Seelentums sind vom Allganzen her dem Leben eingepaßt und zugegliedert. Von obwaltender Allführung des Gesamtlebens wird uns das Bewußtsein eingestrahlt. Schauen wir gliedernd das All als gliedrig, dann ergreifen wir das Schöpfungslicht, das in die Finsternisse auch der ungliedrig Denkenden und Fühlenden leuchtet, die es nicht erfassen.

Nach Norden richtet sich unter der Überschrift „Erlösung“ der Spruch: „Es stieg kein Geist zum Himmel auf, der nicht vorher Seele auf der Erde war.“ Nur durch Eininnigung des Ganzen kommen wir wirklich mit unserem Bewußtsein ins Ganze, das mehr als die Summe seiner Teile ist und daher in und über ihnen webt.

Nach Osten zu steht unter der Überschrift: „Sünde“ das Wort: „Nur ein Einziger weigerte sich Seele zu werden.“ Das Einzelsein ist nötig. Wir müssen uns erst aussondern, um unsern Eigenwert zu erleben. Aber solche Vereinzelnung und Versonderung ist nur ein Ansatzdünknis, eine Hilfe des Lebens, um die Fortentfaltung rege zu halten. Wie der Erspannung die Durchspannung, der Ersinnigung die Durchklärung zu folgen hat, so muß der Versonderung der Ab- und Eingleich des Lebens folgen, wenn wir unsern Eigenwert dem Gesamtwert des Alls gliedrig zusondern wollen. Wird die Versonderung festgehalten, dann erstarrt das

Bewußtsein im Wahn des Außer- und Gegeneinanders. Wir verfallen der Sünde. Aus diesem Grunde heißt es auf der nach Westen gerichteten Seite von dem, der sich [74] weigerte, seinen Geist der Liebe mit ihrem Seelentum einzugliedern, unter der Überschrift „Strafe“: „Darum kam er nicht zum Himmel zurück. Das ist der Teufel!“

Der Geist, der zu vornehm ist, die Nächstwerte der Durchsittigung dem Leben als ein Heiligtum einzugliedern, der Geist daher, der auf den Gedanken der Vollkommenheit pocht und in seinem Namen die langsam aufstufende Kleinarbeit einfühligem Vervollkommnen verachtet, wird zum Opfer seines eigenen Hochmuts. Er verliert den Zusammenschluß mit dem Ganzen. Er wird gerade infolge seines Gedankenstolzes zum Teufel. Pessimismus, Fatalismus oder ein pantherwildes Erfolgstrotztum sind seine Strafe.

Lebensmäßig ist daher nicht viel gewonnen, wenn man über einen Geist verfügt, der dadurch drohend und weltbewegend wurde, daß er die Seele von sich stieß. In den Augen des Lebens sind Tüchtigkeit und äußere Stärke ohne Innigkeit kein Fruchtboden der Erfüllung. Wenn Karl May Geist und Seele gütig ineinanderpaßt, steht er dem einen, worauf es ankommt, der wirklich gliedrigen Bewußtseinsentfaltung, näher als das Weltdenken, das sich selbst zerreißt. Schließlich aber auch ist es auch denkerisch keine üble Bewußtseinsführung, wenn ein Freund der Jugend durch seine Erzählungen Erkenntniswege zu einem neuen Verständnis gliednerischen Tuns in der sittlichen Arbeit eröffnet. Höhere Lebensführungen werden ja oft erst denkrichtig erdichtet, damit die Tat sie packen kann. Dichter sind darum oft gerade die berufenen Pfadfinder neuer [75] Leitkunst. Auch der Friedensgedanke war erst eine Utopie des Traumes. Dichterisch glühende Propheten verkündeten der Welt das Kommen des Reiches, in dem die Waffen zu Pflugscharen werden. So wiesen sie den Völkerfrieden als bedeutungsvollstes Problem dem planmäßigen Denken zu, das auch in Ardistan und Dschinnistan sich daran betätigt. Denkerisch wertvoll ist es, daß Karl May hier den Zusammenhang der Menschenführung mit der Tierpflege immer wieder herausstellt, und daß er den Helden seines Buches auch dadurch adelt, daß dieser mit heiterem Langmut alle Schrullen und Sonderlichkeiten der ihm untergeordneten Menschen erträgt. Nur aus sinnig gepflegten Aufeinanderbeziehungen im Einzelnen und Nächsten keimt ja der Verständigungsfriede auf, den die Völker erharren.

Es würden sich noch viele feine Züge im Denken des Erzählers aufzählen lassen, wenn man ganz in die farbige Welt seines Buches tauchte. Meine Absicht war aber nur, den Linien des Werkes nachzugehen, die sich kosmisch und gliednerisch zu einer neuen Güte zusammenschließen, die so wunderbar dem sinnigen Auge des vielverkannten Erziehers und Unterhalters entspricht. Wir schätzen im Menschen schließlich ja nur, was und wie er tätig liebt. Haben wir einen Führer unseres Volkes in seiner wesentlichen Neigung und Tatgüte uns einverseelt, dann ist er unser. Ich glaube, daß Karl May in uns fortleben wird, weil er mit so ganz eigener Innigkeit Dschinnistan liebte.

[[76]]

Schopens Feststellungen
Von Seminaroberlehrer Fritz Prüfer

©

[(83)]

Kind und Buch
Von Rose v. Aichberger

©

Karl May: – ein Jungborn

Von Pfarrer W. Richter

Etwa 15 Jahre sind's her. Wir saßen in meinem ländlichen Pfarrhaus: ich, der evangelische Pfarrer, mit mehreren katholischen Konfratres, ehemaligen Mitschülern und jetzigen Nachbarn. Der Kaffee hatte gemundet. Nun dampften die Zigarren, und mit ihnen kam die Erinnerung an die frohe gemeinsame Schülerzeit auf dem Gymnasium in Warburg. Die Gestalten der Lehrer, der früheren Klassengefährten tauchten auf. Und dann – wie kam's nur gleich? – fielen die Namen Old Shatterhand, Winnetou und Hadschi Halef Omar. Und nun wollte des Erzählens kein Ende werden: Karl May schlug uns alle wieder in seinen alten Zauberbann, uns, die wir doch mittlerweile die Dreißig überschritten hatten. Die Augen leuchteten, Rede und Gegenrede ging lauter und schneller. Waren's doch gerade die schönsten Erinnerungen, die er mit seinen ewig jungen Gestalten und Abenteuern uns in die begeisterten Herzen geworfen hatte!

Wir waren Tertianer und Sekundaner, als die prächtigen, grünen Leinenbände, einer nach dem andern, erschienen und von uns mit Begeisterung gelesen wurden. Noch weiß ich's, als wenn's gestern gewesen wäre, wie wir über diesen unvergleichlichen Büchern **[100]** alle Schulnöte vergaßen. Wenn wir Kara Ben Nemsi und Hadschi Halef Omar im Geist durch die Schluchten des Balkan reiten sahen, dann atmeten wir von den Drangsalen der Mathematik auf, und die zermarterten Gehirne wurden wieder frisch und leicht für die Aufgaben des nächsten Tages. Mit welcher Wonne und Wehmut lasen wir den „Winnetou“! Die Gestalt des Mörders Santer verfolgte mich bis in meine Träume. Dann las ich jahrelang nichts mehr von Karl May, bis mir in einer meiner ersten Gemeinden, in der ich als junger Hilfsgeistlicher tätig war, in einer Familie, deren ältester Sohn in China weilte, ein paar neue Bände in die Hand fielen.

Und nun saßen wir hier und erzählten, und die Erinnerung wurde so mächtig und mit ihr die alte Liebe zu dem, der soviel Sonnenschein und Freude in unsere Schülerzeit gebracht hatte!

Die Gäste waren längst wieder daheim, aber die Erinnerung blieb und ließ mich nicht wieder los, und schließlich setzte ich mich an meinen Schreibtisch und schrieb an Karl May einen Brief, bekannte mich als einen glühenden Verehrer seiner Muse seit meiner Tertianerzeit und bat ihn, mir für meinen Jugendverein als Grundstock einer Bücherei einige von seinen Werken zu überlassen, weil besagter Jugendverein noch sehr in den allerersten Anfängen stecke und über alles verfüge, nur nicht über einen Ueberfluß an Geldmitteln. Es dauerte kaum 8 Tage, da kam ein Paket mit den ersten sechs Bänden, die den Leser nach Nordafrika und dem Orient führen. Beigefügt waren ein paar Zeilen von Frau Klara May: „Im Auftrage meines guten Mannes übersende **[101]** ich diese Bücher mit dem herzlichen Wunsche, daß dieselben viel Segen stiften mögen.“

Sogleich schrieb ich der freundlichen Absenderin einen herzlichen Dankesbrief, und dann begab ich mich ans Lesen. Noch heute entsinne ich mich des unsäglich wonnigen Behagens, mit dem das geschah. Die meisten Bände kannte ich bereits aus meiner Schülerzeit. Der erste Band „Durch die Wüste“ war mir aber ganz neu. Ach, wie haben mich diese herrlichen Bände, die ich meist mittags nach dem Essen und abends nach getaner Arbeit las, innerlich froh und jung gemacht! Zu einem wahren Jungborn sind sie mir damals geworden. – Nach mir las sie sodann meine Frau. Auch sie wurde von diesen eigenartigen Büchern, denen wir nichts Aehnliches an die Seite stellen können, begeistert, oft auch tief ergriffen. So machte z. B. jene Stelle, an welcher der Tod und die Bestattung Mohammed Emins berichtet wird, und wo der Erzähler sich zu einer dichterischen Höhe von ganz besonderer Weihe erhebt, einen unauslöschlich tiefen Eindruck auf sie: ein Zeugnis dafür, wie Mays Werke gerade zum Frauengemüt wirksam und lebendig sprechen. – Dann gab ich die Bände einem Professor des Gymnasiums im benachbarten U. zu lesen. Dieser Herr, der bis dahin keine Zeile von May zu Gesicht bekommen hatte, war gleichwohl von der damals in ihrem Höhepunkte stehenden allgemeinen May-Hetze in einem solchen Vorurteil befangen, daß man sich einen schärferen May-Gegner kaum denken kann. Er hatte ihn bis dahin bekämpft, wo er nur die Gelegenheit ersah. Und jetzt las er und las und las, bis auch die letzte Zeile des letzten Bandes gelesen **[102]** war; und siehe, aus dem Saulus war ein Paulus geworden. Mays Werke selbst hatten den einstigen unbelehrbaren Gegner gründlich bekehrt. Hierauf erhielt ein befreundeter Arzt die sechs Bände in die Hand. Er war kein eigentlicher May-Gegner gewesen, aber er glaubte, ihn immer so etwas von oben herab mit geringschätzig-nachsichtigem Lächeln abtun zu können. Auch er, der gereifte und vielbelesene Mann, kam von den Büchern nicht mehr

los. Sie lagen neben ihm im Wagen, wenn er auf Praxis fuhr, ja sie begleiteten ihn, wenn er im Eisenbahnabteil saß. Auch er hatte seine frühere Meinung über May völlig geändert. Bei beiden Herren nahm ich in der Folgezeit eine beinahe jugendliche Frische und Spannkraft wahr, die mir sagte: auch für sie war Karl May ein Jungborn geworden.

Nun sind die sechs Bände längst in den Besitz des Jugendvereins übergegangen. Sie waren, ebenso wie die andern später angeschafften, in kürzester Zeit vollständig zerlesen und abgegriffen, ein Beweis dafür, wie begierig die Jungens sich auf diese ihnen bis dahin gänzlich unbekannt geistige Kost stürzten. Und kann's denn für unsere Jugend etwas Besseres geben? Hier ist etwas, was ihre Seele jung und rein erhält und auch ihr Wissen aufs trefflichste bereichert! Für letztere Behauptung möchte ich hier noch einen ganz hübschen Beweis erbringen. Als mein jüngster Bruder seine Staatsprüfung als Oberlehrer ablegte, wurde er im sog. „Bildungsexamen“ von Professor M. in Religion geprüft. Der Professor fragte: „Was wissen Sie vom Mohammedanismus?“ Und nun entwickelte mein Bruder geradezu **[103]** verblüffende Kenntnisse, legte den Unterschied klar zwischen Schiiten und Sunniten, führte ganze Suren aus dem Koran an, bis der Herr Professor ganz verwundert fragte: „Aber woher wissen Sie denn das alles?“ Worauf die Antwort erfolgte: „Ich habe immer gern Karl May gelesen.“

Aber ich wollte ja davon berichten, wie Karl May für andere und mich zu einem Jungborn geworden ist. Es war zu Anfang des Weltkrieges und die Türkei gerade auf unsere Seite getreten. Auf einer Pfarrkonferenz in U. wurde diese Tatsache lebhaft erörtert, und ich tauschte mit dem mir nahe sitzenden Pfarrer v. V., der längere Zeit in der Orientmission gestanden hatte, meine Gedanken über die Türkei aus, wobei ich zum Schluß ganz beiläufig sagte: „Ich habe früher immer gern Karl May gelesen.“ Mein mehr als 50jähriger Nachbar, ein theologisch wie philosophisch hochgebildeter Mann, sah mich mit einem geradezu schalkhaften Lächeln an und erwiderte: „O, den lese ich heute noch gern.“ Und er erzählte mir, wie er die meisten der Maybücher im Orient selbst am Schauplatz ihrer Handlung gelesen habe, wie fast alle im Orient tätigen Missionare aus diesen Büchern Land und Leute kennen lernten, und wie es ihm selbst noch heute ein unabweisbares Bedürfnis sei, diese Schriften von Zeit zu Zeit immer wieder zu seiner geistigen Ausspannung zu lesen: „Für unsere Jungen,“ so fügte er hinzu, „sind die Mayschen Bücher ein ungemein kraftvoller Lesestoff, an dem sie sich, wie an keinem andern Buch, heldisch begeistern können. Wir Aeltern aber schöpfen aus diesen Bänden immer wieder aufs neue geistige **[104]** Frische und Erholung.“ Gleichsam als Beleg für diesen letzten Satz erzählte er mir dann noch folgendes: Zu einem sehr bekannten Berliner Theologen kam eines Tages, als er in Folge Uebearbeitung vor dem völligen Zusammenbruch aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte stand, ein Freund, ebenfalls bekannter Theologe und hoher kirchlicher Beamter. Der erkannte sogleich den bedenklichen Gemütszustand des Freundes und bewog ihn, unverzüglich für mehrere Wochen Ferien zu machen. Er werde, so schloß er, ihm ein paar geeignete Bücher zuschicken. Die solle er mit auf die Reise nehmen; an ihnen werde er sich ganz bestimmt wieder gesund lesen. Die Bücher kamen – es waren die bekannten Reiseerzählungen aus dem Orient – wurden erst mit ungläubigem Staunen betrachtet, dann aber mit wachsender Teilnahme gelesen, und taten auch ihre volle Schuldigkeit. Als ein gänzlich Genesener durfte N. N. nach wenigen Wochen auf seinen arbeitsreichen Posten zurückkehren. An Karl May hatte er sich gesund gelesen. Seine prachtvollen, von unvergleichlicher Romantik durchwehten Schilderungen hatten ihm die verlorene Spannkraft restlos zurückgegeben. Karl May war auch ihm zu einem wirklichen Jungborn geworden.

Und wem, der in reiferen Jahren noch seinen May liest, ginge es nicht genau so? Mir selbst ist es geradezu ein Bedürfnis geworden, nach Zeiten angestrenzter geistiger Arbeit zu einem von den mir so lieb gewordenen grünen Leinenbänden zu greifen; und immer wieder lege ich sie mit einem Gefühl des Dankes für die neu gewonnene Arbeitsfreudigkeit **[105]** und Geistesfrische aus der Hand. Namentlich die ersten sechs Bände sind mir ein immer neu quellender Jungborn; ich kann sie gar nicht oft genug lesen.

Doch in erster Linie soll Karl May ein Jungborn sein für die Jugend selbst. Unsere Jungen pflegen May zu lesen in einem Alter, wo die Entwicklungsjahre mit ihrem Weh und ihrer Wonne, mit ihren Freuden und Leiden dem werdenden jungen Manne oft unendlich viel zu schaffen machen. In diesen Jahren lechzt die Seele eines jeden gesunden Jungen nach Taten, nach Heldentum, nach Größe. Seine Einbildungskraft dürstet nach Erleben. Er sucht nach Büchern, die sein heißes Verlangen stillen, die seiner wirklich edlen Sehnsucht die Erfüllung bringen. Wehe einem solchen Jungen, der dann falsch geleitet wird und in seinem heimlichen Winkel bei Tage oder in durchwachten Nächten, von Elternaugen ungesehen, zu jenen

Schundbüchern niederster Sorte greift, die seine Phantasie auf dunkle Wege führen und sein Empfindungsleben vergiften. Gerade hier hat Karl May sich ein unvergängliches Verdienst erworben, und jedes Elternpaar, jeder Erzieher sollte ihm von Herzen dankbar dafür sein, daß seine Bücher der suchenden Seele des nach Edelstem strebenden Knaben das Beste geben: große Vorbilder, heldenhaftes Erleben. Wahrlich, wer seinem Jungen in dieser Zeit nach und nach mit bedächtiger Auswahl diese fesselnden und begeisternden Bände in die Hand gibt, der wird die Beobachtung machen, wie sich in der jugendlichen Seele Großes vollzieht. Alles, was edel und gut, stark und aufwärtsstrebend ist, hier findet es das **[106]** empfängliche Knabengemüt. Hier erlebt er, wie aufrechte Männer, nur auf sich selbst gestellt, mit allem fertig werden, und fest nimmt er sich vor, mit gleicher Willenskraft und Ausdauer den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Hier begeistert sich seine Seele für die edelsten Tugenden kraftvoller Männlichkeit und Reinheit, für Menschenliebe und echtes, mannhaftes Christentum. Und durch sein Herz wallt ein heiliges Geloben, einmal so zu werden wie die Helden der May-Bücher und in reiner, fleckenloser Jugendzeit sich tüchtig zu machen für die großen Aufgaben, die die Zukunft unseres Volkes auch ihm noch einmal stellen wird. In reiner, fleckenloser Jugend! Wer konnte nicht die ungeheuren Gefahren, welche die Entwicklungsjahre jedem werdenden Manne auf geschlechtlichem Gebiete bringen. Wie riesengroß vollends ist diese Gefährdung in unseren Tagen geworden, wo Sinnlichkeit und Lüsterheit dem Jüngling im öffentlichen Leben auf Schritt und Tritt in der schamlosesten Weise begegnen. Da kommt nun Karl May, und seine hinreißenden Werke ziehen den jugendlichen Leser in ihren Bann, ohne ihm auch nur in einer einzigen Zeile Anlaß zu geben, seiner Phantasie nach der Seite des Geschlechtlichen die Zügel schießen zu lassen. Es ist mir ganz unverständlich, daß diese Bedeutung Mays noch so wenig anerkannt ist. Lehrer und Erzieher und vor allem die Eltern sollten diesem zu Unrecht vielgeschmähten Schriftsteller tief dankbar dafür sein, daß er dem Knaben in seinen gefährlichsten Jahren einen Lesestoff bietet, der allem, was **[107]** Schund und Schmutz heißt, ein entschiedenes Halt gebietet. Wer May liest, dessen Gemüts- und Gedankenwelt wird mit Gestalten ausgefüllt, vor deren sittlicher Größe Niedriges und Gemeines nicht bestehen kann. Und wenn man mir entgegenhält, daß des Abenteuerlichen und Spannenden bei May etwas viel sei, dann sage ich: Es ist tausendmal besser, daß der Geist des Knaben auf Abenteuer und ritterliche Kämpfe hinauszieht, als daß er mit den schwülen Bildern geschlechtlicher Sinnengier seine früh verdorbene Seele füllt.

In dieser Zeit des Niedergangs der alten deutschen Zucht und Sitte ersehnen wir ein neues Junggeschlecht, das rein an Leib und Seele, gesund in seinem Denken und Wollen, frei von aller Weichlichkeit und Genußsucht, in ernster Selbstzucht sich vorbereitet für die Stunde der Entscheidung, die Gottes ewig gerechtes Walten unserem deutschen Volke noch einmal bringen wird. Daß diese Stunde eines Tages schlagen wird, ist mein fester, unbeirrbarer Glaube. An uns aber ist es, unser Volk und vor allem unsere Jugend für diese große Stunde tüchtig zu machen, damit, wenn Gottes Ruf an uns ergeht, wir bereit sind. Und da grüßen wir als einen der besten Wegbereiter und Veredler unserer Jugend: – – Karl May. Seine Werke werden unsere Jugend wieder erfüllen mit einem wahrhaften Sinn und dem Geiste echten, kraftvollen Mannestums. Sie werden helfen, unser junges Deutschland seiner inneren Wiedergeburt entgegenzuführen und es im besten Sinne des Wortes „jung“ zu erhalten. So wollen denn wir Aeltern, wenn wir müde und matt geworden sind, **[108]** an Karl May uns wieder auffrischen und verjüngen und wollen auch unserer Jugend seine herrlichen Bücher zu lesen geben, damit sie durch alle Not und Qual der Zeit sich ein Stück unvergänglicher Jugendfrische bis ins Alter hinein bewahre. Dann wird Karl May für unser Volk das werden, was er mir und ungezählten Lesern schon geworden ist: ein stetig quellender, immer wieder aufs neue erfrischender und erquickender Jungborn!

Der Läuterungsgedanke bei Karl May

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen

Wie sehr der Krieg und die Revolution eine Wandlung in der Auffassung der Geister im Gefolge gehabt haben, kann man ermessen, wenn man von der Warte der Gegenwart aus einmal ehrlich zu der Frage einer Kritik der Karl-May-Hetze, wie sie etwa vor zehn Jahren auf ihrem Höhepunkt stand, Stellung nimmt. Es handelte sich tatsächlich nicht um eine schärfste Kritik seiner schriftstellerischen Arbeiten, nicht um berechnete oder unberechnete noch so heftige Angriffe auf sein Werk oder sein Leben, sondern um nichts anderes als eine Menschenhetze schlimmster Art, auf die Vernichtung von Karl Mays Menschentum gerichtet. Der Fanatismus einzelner hatte sich in die Presse ergossen und nach bekannten psychologischen Gesetzen eine Massensuggestion ausgewirkt, wie wir sie im Kampf mit Deutschlands Feinden zur Genüge wiederholt kennen gelernt haben. Diese Massensuggestion bemächtigte sich der Presse, vor allem der bürgerlichen Presse, während die sozialistische sich zurückhielt; sie bemächtigte sich der Gebildeten, deren nur wenige ihrem Einfluß sich entziehen konnten, sie bemächtigte sich schließlich auch der Kreise der Ungebildeten. Alle, fast alle hatten **[110]** in der Frage Karl May ihr vernünftiges Urteil verloren. Man galt für unverständlich oder wurde belächelt, wenn man der allgemeinen Verurteilung nicht zustimmte. Es gab kaum jemand, der imstande war, Mays Bücher vorurteilsfrei zu lesen.

Und heute, nach zehn Jahren fragen wir: wie war alles das möglich? Wir fassen uns an die Stirn und begreifen nicht mehr, daß im gebildeten Deutschland eine solche Grausamkeit aufkommen und sich ausbreiten konnte, deren sadistische Grundlage viel weniger zweifelhaft bleibt als man sie dem Erzähler von Faustschlägen, Fußstritten, Knebelungen usw. unterzuschieben versuchte. Die öffentliche Meinung, die von Zeit zu Zeit ihr Opfer haben will, glaubte in Karl May den Sündenbock gefunden zu haben, auf dem sie wieder einmal – es war vor dem Krieg! – ihren Uebermut, ihre Anmaßung, ihren Dünkel, ihren Haß, ihre Verachtung in die Wüste zu treiben wünschte. Der Angriff ging zunächst von einzelnen Wenigen aus, aber die Presse, die bürgerliche Presse durfte sich niemals in solcher Weise, wie es geschehen ist, zu ihrem Sprachrohr machen. Die Frage Karl May bildet kein Ruhmesblatt der deutschen Presse. Das kann man heute ganz offen aussprechen, niemand wird es bestreiten, alle sind sich darüber einig. Und deshalb soll es auch gesagt sein. Niemals ist gegen einen deutschen Schriftsteller, niemals gegen einen Schriftsteller der Weltliteratur überhaupt so grausam verfahren worden, wie gegen Karl May. Das Beispiel dieses Verfahrens ist einzigartig in der Kulturgeschichte, und die Deutschen haben es geleistet!

[111] War das dieselbe Presse, die den Menschen Karl May zu Tod hetzte, die sonst lange vorher und zu derselben Zeit sich mit Recht dafür einsetzte, daß einem Menschen seine Jugendsünden nicht Zeit seines Lebens vorgehalten werden dürften, sondern nach einer Reihe von Jahren gelöscht, getilgt werden müßten? Hat dieselbe Presse es nicht mit Recht für unter ihrer Würde gehalten, bei Besprechung des recht mittelmäßigen Lustspiels „Zweimal zwei ist fünf“ des Dänen Gustav Wied eine Bemerkung über sein Vorleben zu machen? Hat sie bei kritischen Besprechungen von Oskar Wildes Werken, deren wir doch auch manche sehr mittelmäßige kennen, sich nicht gleichermaßen verhalten? Waren diese beiden ausländischen Schriftsteller nicht unangetastet hoftheaterfähig? Und doch die Hetze auf den deutschen Schriftsteller und Menschen Karl May? Und doch? Einmal, im jüngeren Fall Georg Kaiser, schien es, als wollte die Presse ähnlich verfahren. Der Psychologe horchte auf und war auf das Ergebnis begierig. Der Bericht über die Münchner Gerichtsverhandlung wurde durch die ganze Presse gezogen und Herrn Kaiser mit kräftigen Glossen die Wahrheit gründlich gesagt. Dabei hatte dieselbe Presse einige Jahre vorher sich nicht Genüge tun können [können], diesen Schriftsteller, der gar kein Dramatiker ist, als den Sendboten einer neuen Bühnenliteratur zu feiern. Es schien, als hätte die Presse diese Beurteilung bereut, sich ihrer geschämt. Es scheint überhaupt, daß die Männer von der Presse über einen Gestrauchelten der Feder ein besonderes Scherbengericht lieben.

Was aber bei der moralischen Würdigung der **[112]** Bücher Karl Mays durch die deutsche Presse am meisten auffiel, war die mir völlig unbegreifliche Nichtberücksichtigung des L ä u t e r u n g s g e d a n k e n s

bei Karl May, der sich so sehr durch fast alle seine Werke schlingt, daß er bei deren sittlichen Wägung ohne weiteres in die Wagschale fallen mußte, und dem deshalb einige kurze Betrachtungen gewidmet sein sollen.

Schon wenn man die zu Mays Erstlingswerken zählenden Novellen, die um 1876 in verschiedenen Zeitschriften erschienen und dann 1903 zu einem Buche „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ zusammengefaßt wurden (neu herausgegeben unter den Titeln „Aus dunklem Tann“ und „Der Waldschwarze“ 1921), ohne Voreingenommenheit betrachtet, fällt einem die strenge sittliche Gerechtigkeit auf, mit der menschliche Schuld schließlich entdeckt und bestraft, die Unschuld aber gerechtfertigt wird. Es kann keine Rede davon sein, daß die kriminellen Vorgänge, die in allen diesen Erzählungen vorkommen, um ihrer selbst willen geschildert würden. Wenn sie sich gleichwohl etwas aufzudrängen scheinen, so möchte ich diese Dorfgeschichten in ihrer einfachen und anmutigen Darstellung mit dem Volksmärchen zum Vergleich stellen, das mit ähnlichen Mitteln immer wieder den Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der auch Mays Hauptthema fast in allen seinen Büchern bildet, und den endgültigen Sieg des Guten über das Böse mit unerbittlicher Gerechtigkeit schildert. Auch darin ähneln sie dem Volksmärchen, daß sie in ihrer Einfachheit und Anmut eine reizende und rührende Naivität und Poesie der Darstellung **[113]** bringen, die an einzelnen Stellen an die besten Dorfgeschichten der deutschen Literatur heranreicht. Die Naturschilderungen und die Darstellung der einfachen Menschen muten so ursprünglich an, daß man hier einen bisher wohl übersehenen Schlüssel zu Mays Darstellungsweise überhaupt, auch in seinen späteren Reisewerken finden kann: die Naivität in seiner Darstellungsweise, die eben auch das Unmögliche möglich werden läßt. Wer dem Schriftsteller Karl May gerecht werden will, darf an diesen Dorfgeschichten, die er doch gleichwohl in einer Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis schrieb, nicht vorübergehen. In einzelnen kräftigeren Charakterzeichnungen der Naturmenschen erinnern sie an den späteren Gerhart Hauptmann, der ja ebenfalls einfache Menschen auf der ländlichen Scholle schildert. Wäre May als Schriftsteller diesen Weg weiter gewandelt, hätte er die kriminellen Begebenheiten etwas mehr in den Hintergrund gerückt und die stärkere Entwicklung der Charaktere gepflegt, so wäre er zweifellos ein Rosegger geworden. In der anmutigen Erzählung „Die Rose von Ernstthal“ wird sogar ein recht beachtlicher Anlauf zur historischen Novelle unternommen. Alles in allem betone ich nochmals grundlegend die einfache, strenge und durchaus ungesuchte sittliche Gerechtigkeit in diesen Erzählungen.

Der reine Läuterungsgedanke findet sich in Karl Mays Reiseerzählungen so durchgehend offenbart, daß man, ohne die ganze Reihe seiner Bücher zu besprechen, nach Belieben einzelne zum Beweis herausgreifen darf. Zunächst ist Karl Mays ganzes **[114]** Schrifttum überhaupt eine Hülle für seine eigene innere Läuterung; dessen wird man deutlich gewahr, wenn man es nicht in Einzelheiten zerpfückt, sondern in seiner Gesamtheit würdigt. Von diesem Standpunkt aus werden sofort die stärksten Mißverständnisse, die ihm nachteilig geworden sind, aufgeklärt. Wird es nicht verständlich, daß er, der in der europäischen Kultur – „im kalten selbstsüchtigen Abendland“ – als junger Mensch Schiffbruch litt, sein geistiges Leben zu den Naturvölkern Amerikas und des Orients flüchtet? Daß er hier ein besonderes, eigenartiges Dasein lebt: ist diese Hülle der inneren Läuterung nicht so deutlich und psychologisch folgerichtig, daß sie nie hätte verkannt werden dürfen? Und dann Einzelheiten. Er läßt sich in diesen Reiseerzählungen so oft nachrühmen und rühmt sich ebenso oft selbst nach, daß er immer, auch dem Gegner gegenüber, die reine Wahrheit spricht und die Lüge meidet. „Kara Ben Nemsis spricht nie die Unwahrheit.“ Die Lüge wird als der Untergrund aller menschlichen Untreue und Verwerflichkeit gekennzeichnet. Und gerade weil dies in so naiver Häufigkeit und Betonung geschieht: wer hörte nicht des Schriftstellers eignen Läuterungsschrei nach Wahrheit, nach unbedingter Wahrhaftigkeit heraus? Hier lebt er seine starke Sehnsucht nach Wahrheit aus, die er in den engen und unglücklichen Verhältnissen seiner Jugend unterdrückt, ja erstickt sah. Deshalb nun diese Freude an der Wahrheit, dieser Triumph der Wahrheit! Man lese mit dem von uns in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ gefundenen Schlüssel der Naivität seines Schrifttums **[115]** die wunderlichen Reiseberichte, und alles scheinbar Dunkle wird klar. Jetzt versteht man, weshalb dieser Mann, der in seiner traurigen Jugend so gar nichts gelten durfte, auf dem Boden der Begebenheiten seiner Erzählungen starke, wertvolle, edle Handlungen vollführt und als ein Führer gefeiert wird. Dabei betrachte man wieder die

Naivität in der übertriebenen Darstellung, die so auffällig ist, daß sie auch dem Schriftsteller selbst nicht entgehen konnte und deshalb unbedingt nur vom Standpunkt des naiven Schrifttums aus richtig verstanden und gewürdigt wird. An diesen Heldentaten, auf dem Boden der Begebenheiten seiner Erzählungen geleistet, reckte sich der innere Mensch Karl May, sich immer läuternd, empor. Deshalb, man muß es begreifen, wurde er in seinen Schilderungen zu einem Münchhausen. Um sich zu läutern, ließ er im gefälligen Gewand so gern das Unmögliche möglich werden. Als Aufschneidereien werden solche schriftstellerischen Uebertreibungen nicht richtig charakterisiert, obwohl im gefälligen Sinn ein Anflug davon haften bleiben mag. May kann als vernünftiger Mensch unmöglich überzeugt gewesen sein, daß man ihm in Wirklichkeit alle diese nahezu herkulischen Heldentaten zutraute. Er rechnete mit der eignen Phantasie seiner Leser, ohne daß er ihnen die sittliche Symbolik, die vorläufig sein eignes Geheimnis bleiben sollte, verriet. Und bei alledem konnte sich seine glänzende Phantasie schriftstellerisch ausleben. Schon vor Karl May gab es Reiseberichte, in denen das Unmögliche als möglich dargestellt wurde, ohne daß der geneigte Leser von der Wirklichkeit unbedingt **[116]** überzeugt sein sollte. Wenn Shakespeare beispielsweise seinen Othello, der durch die Schilderung seiner Abenteuer Desdemonas Liebe gewinnen wollte, von Menschen berichten läßt, deren Kopf unter den Schultern angewachsen sein sollte, so wollte wohl der Dichter seinen Hörer schwerlich an solche Wirklichkeit zu glauben zwingen. Und es ist nur ein bekanntes schriftstellerisches Kunstmittel zur Erhöhung der Wirkung, wenn May gelegentlich seinen Berichten einfließen läßt, er schriftstellere eigentlich nicht, sondern schildere nur wirkliche Begebenheiten. Und die Faustschläge, die Fußstritte, die Knebelungen, die man May so übel genommen hat? Sieht man nicht, daß sie ebenfalls nur Kunstmittel des Schriftstellers waren, der sich in den Kämpfen und Abenteuern, die er schilderte, gegenüber dem Feinde doch wehren mußte, aber das Empfinden seiner Leser nicht dadurch stören durfte, daß er Blut vergoß und tötete? Weshalb hat noch kein Psychologe diese Aufklärung gegeben? Karl May sagt es ja selbst immer wieder recht deutlich: ich wollte nicht töten!

Der allgemeine Läuterungsgedanke wird dann in Einzelercheinungen umgesetzt. Da erklärt im „Teufelsbauer“ („Aus dunklem Tann“) Heinemann: „Aber ich bin noch viel schlimmer gewesen als Du denkst. Daß mir der Hof verbrannt ist, das ist noch gelinde Strafe, die größte sitzt hier innen; da nagt der Wurm, der nie stirbt; und da frißt das Feuer, das nimmer verlischt. Friedemann, gibt's keine Hilfe gegen diesen Brand? Du hast mir die Frau mit aus der Flamme gerettet; du könntest auch hier der Helfer sein, wenn du nur wolltest! ... Verzeih mir all die **[117]** Missetat, die mir die Seele zermalmt wie ein Gebirge, das auf ihr liegt. Ich weiß, es ist schier unmöglich, was ich verlange, aber du bist bei all meiner Schlechtigkeit mir nimmer feindselig gewesen und du hast vielleicht auch jetzt Erbarmen!“ Und die Verzeihung Friedemanns erfolgt.

Da läßt sich Kara Ben Nemsî (Karl May) von dem ihm feindselig gesinnten Sklavenhändler Murad Nassyr („Im Lande des Mahdi“), der in seine Hände gefallen ist, geloben, mit dem Sklavenhandel zu brechen und sich von dessen Haupt Ibn Asl loszusagen. „Nichts leichter als das! Ich habe eingesehen, daß dieser Mann mein böser Dämon gewesen ist, daß er mein böser Geist bleiben will. Warum verlangt er meine Schwester? Warum nimmt er sie nicht, da ich sie ihm bringe? Warum lockt er mich mit ihr weiter und immer weiter in die Wildnis hinein?“ Kara Ben Nemsî erwirkt dem Sklavenhändler, der ihm nach dem Leben getrachtet hat, beim Emir Freiheit und Leben; Murad Nassyr schwört vom Sklavenhandel abzulassen, und hält seinen Eid.

Eine andere Läuterung läuft nebenher. Kara Ben Nemsî legt dem Wirt von Choy, der sich durch den Trunk um Glück und Vermögen gebracht hat, eindringlich ans Herz, vom Branntwein zu lassen. „Ich werde es tun, ich werde nicht mehr trinken, hier hast du meine Hand darauf. Ich werde deinem Gebot und dem Gebot Mohammeds Folge leisten, und Allah wird mir die Kraft geben, wieder ein guter Mensch zu werden und mein Weib und meine Kinder glücklich zu machen.“ Und am Schluß des Buches berichtet der **[118]** selber geläuterte Ssali Ben Aqil, daß der Wirt von Choy sein Versprechen gehalten und den Branntwein gemieden hat. „Der Geist des Raki hat niemals wieder Einzug in seine Seele gehalten. Da sind der Schmutz und die Armut von ihm gewichen; er hat die Liebe seines Weibes und seiner Kinder wieder gewonnen und ist abermals der geachtete Mann geworden, der er früher war.“

Noch wunderbarer ist die Läuterung dieses Ssali Ben Aqil selbst. Sein Vater Aqil, der Räuber und Mörder,

der bisher gefühl- und gewissenlose Mensch, und er selbst werden von Kara Ben Nemsî und Halef Omar aus den Krallen der Bären befreit. Ben Ssali erklärt: „Du hast gesiegt, wie so oft über deine Feinde; aber diesen Sieg hast du nicht für dich errungen, sondern für einen, der weit höher steht als du. Gott ist die Liebe; du hast es gesagt und ich glaubte es nicht; nun aber wäre ich blind, wenn ich nicht sähe, daß du die Wahrheit besitzest, während ich im Irrtum wandelte. Du hast uns, deine Feinde, aus den Krallen des Todes befreit; wir sind dein Eigentum und legen unser Schicksal in deine Hände.“ Und Ssali, ein Lehrer und Prediger des Islam, hilft selbst mit, aus hartem dauerhaften Holz ein riesiges Kreuz zu zimmern und hoch auf der Vordermauer der Musallah, der finsternen Halle des Aberglaubens, aufzurichten. Dann knien die befreiten Kurden nieder und Kara Ben Nemsî betet das Vaterunser. Ssali verteidigt die Lehre Christi selbst auf die Gefahr hin, der Sklaverei und dem Tod überantwortet zu werden. Ben Nemsî geht später mit ihm von Alexandrien nach Jerusalem, um ihm die Heiligtümer des **[119]** Christentums zu zeigen. Ssali hält sein Wort und wird, unter langwierigen Kämpfen gegen seine Verwandten und gegen seinen ganzen Stamm, ein Prediger der Liebe.

Je überraschender, ja je unwahrscheinlicher uns auf den ersten Blick solche Erfolge anmuten wollen, desto deutlicher steht der naive Schriftsteller Karl May vor uns, der in der Verherrlichung des Läuterungsgedankens schwelgt und *d e s h a l b* das schier Unmögliche möglich werden läßt. Und er selber läutert sich, indem er sich in seinem Schrifttum übt, seinen eignen Feinden, deren er manche hatte, zu verzeihen. Also auch insoweit Symbolik.

Und abermals der Läuterungsgedanke im großen Stil in den Büchern „Ardistan und Dschinnistan“. Die Inschrift auf dem Grabstein der Witwe des Dschinnistani, den ihr Sohn auf der Insel der Heiden ihr setzen ließ: „Das Erdenleben ist ein Läuterungsfeuer, aus dem dich nur der Glaube befreien und zum wahren Menschen erheben kann!“ Dann die Geisterschmiede zu Märdistan, im Walde von Kulub, „in der ein jeder, der nach Sitara will, vom Schmerz und seinem riesigen, erbarmungslosen Gesellen geglüht, gehämmert, gefeilt und gestählt werden muß, um aus einem Gewaltmenschen in einen Edelmenschen verwandelt zu werden.“ Das weitere Bekenntnis: „Es gibt Menschen, die nicht leben, sondern gelebt werden, weil sie erst lernen müssen, was leben heißt. Einst hatte auch ich zu ihnen gehört. Ich war gelebt worden und hatte dies mit schwerem bitteren, viele Jahre langem Weh bezahlen müssen. Dann hatte ich mich von denen, die mich lebten, freigemacht. Eine **[120]** böse, mühe- und enttäuschungsvolle Lehr- und Gesellenzeit war gefolgt. Und heute nun sah ich mich endlich, endlich vor die Notwendigkeit des Beweises gestellt, nicht mehr Knecht, sondern Herr meiner selbst zu sein.“ Wir erleben die Wandlung des vor innerer Sehnsucht verschmachtenden, von Gott zur Nächstenliebe geschaffenen, vom Schicksal aber zur Gewalttätigkeit verurteilten Herrschers von Ardistan. Die schier unfaßliche und doch so entzückend naive und rührende Weihnachtsfeier in der Hauptstadt des Mir von Ardistan mit Tannenbäumen, Kerzen und goldenem Sternenschmuck! Uns begegnen Abd el Fadl, der Fürst von Halihm, und seine Tochter Merhameh als menschengewordene Güte und Barmherzigkeit mit ihrem Einfluß. Der kriegerische Mir von Ardistan, der den Friedensfürsten von Dschinnistan von je mit unaufhörlichem Krieg überziehen wollte, gelobt vor dem gerechtesten und berühmtesten aller Maha-Lama in den unterirdischen Räumen der „Toten Stadt“ in Zukunft immerdar für den Frieden seiner Länder und Völker zu wirken. „Daß der Gewaltmensch sich zum Edelmenschen emporzubilden habe, ist eines meiner Ideale. Dazu gehört vor allen Dingen, daß das Niedrige in uns, das Tierische, überwunden wird.“ Es tobt die Schlacht am Dschebel Allah, da von unsichtbaren Mächten die Kanonen in die Schluchten und Abgründe gestürzt werden und aus dem Berg ein neugeborener Strom in die verödete Steppe hinabrauscht, und sie segnet. Das Paradies hat sie geöffnet und läßt seiner Erzengel Frage: „Ist Friede auf Erden?“ über die ganze Erde und über die ganze Menschheit erklingen. Alles **[121]** Wandlungen! Wandlungen und Läuterungen! In uns und mit uns, in unserem Schriftsteller! Wer sieht sie nicht? Warum hat man sie nicht gesehen? Und endlich die letzte große Wandlung der ganzen Menschheit. „Friede auf Erden“ wird sein, wenn die Völker ihre Eigenarten untereinander verstehen und achten. Wer von seiner Anschauung und von seiner Kulturform behauptet, daß sie die allein seligmachende und er also ein Auserwählter Gottes sei, der ist ein Selbstling im höchsten Maß

und Religion und Politik sind für ihn nur die Mittel, seine Selbstzwecke zu erreichen.“

Das sind nur ausgewählte Beispiele. Man kann in allen Schriften Mays solche Wandlungen und Läuterungen in Fülle unschwer erkennen. Er ist ein Bannerträger und Verherrlicher des Läuterungsgedankens, der den Kern und das Ideal seines Schrifttums bildet, um den alle seine Phantasien, Begebenheiten und Lehren zirkeln, ähnlich etwa wie Richard Wagner in seinen Dramen den Erlösungsgedanken abwandelt. Und Karl Mays starke Wandlung ins Religiöse, das man ihm auch übel genommen hat? Wollte man wirklich nicht begreifen, daß gerade dieser Mann allen Anlaß hatte, seinen Schöpfer zu preisen, der ihn so sichtbar aufwärts geführt hatte? O ihr Psychologen!

Wenn ich selber in meinen wissenschaftlichen Arbeiten Karl May erwähnte, geschah es immer, ihn der Mitwelt als psychologisches Schulbeispiel verständlich zu machen, das neben Friedrich Schiller am auffälligsten ist. Er ist das Beispiel einer starken Kraft, die sich, nach verschiedenen Seiten schlagend, **[122]** durch ihre besonderen Eigenarten entwickelt und läutert. Was ihm am gefährlichsten werden konnte, seine reiche Phantasie, sein Unternehmungsgeist, wurde auch zum Träger seiner Vorzüge und Erfolge.

Verdiente ein Mann, der den Gedanken der inneren Läuterung in allen möglichen Abarten so auffällig, so inbrünstig feierte, daß man so gänzlich diese Symbolik seines Schrifttums übersah und sein Menschentum zu vernichten unternahm? Nein, niemals! Deshalb war das Scherbengericht, das vor zehn Jahren über Karl May gehalten wurde, verständnislos, ungerecht, unsittlich. *Quod erat demonstrandum!*

Karl May in Kairo

Von Hans Rühlmann¹⁰

Es war im Jahre 1899 zu Beginn der heißen Jahreszeit Anfang April. Durch die sonndurchglühten, staubigen Hauptstraßen der Esbekije, des Europäerviertels, flutet tagtäglich die hastende, lärmende, drängende Volksmenge, Afrikaner, Asiaten, Europäer im wirren Durcheinander. Alt und jung, groß und klein, arm und reich, den unglaublichsten Krimskrums ausschreiende Straßenhändler, orientalische Stiefelputzer, Lausbuben allerersten Ranges, gewissermaßen die Straßenjungen der Städte, Lümmel von Eseltreibern, die würdigen „Kollegen“ der Stiefelputzergilde, Mandoline klimpernde Straßensänger, malerisch verlumpte, stolze Gestalten aus dem *bella Napoli*, denen Seife, Kamm und Handtuch gern entbehrliche Aufwandsgegenstände sind, englische *red jackets*, Kolonialtruppen mit Tropenhelm, in roten Uniformröcken, außerdienstlich die kurze Pfeife im Mund, das Stöckchen in der Hand und immer lustig wie junge Hunde, endlich das Heer der Nichtstuer, das in die zahlreichen Kaffeehäuser [124] pilgert, zum Tricktrackspielen, Wasserpfeife rauchen, oder um im *dolce far niente* die Zeit totzuschlagen. Faulenzen nämlich ist eine „Hauptbeschäftigung“ des Orientalen der Städte, zum Unterschied vom Fellachen, dem ägyptischen Bauer, der im Schweiß seines Angesichts das Land bestellt und ewig arm bleibt.

In den Geschäftsräumen herrscht um die heiße Mittagszeit tiefe Ruhe. Das müßige, neugierige Weltbürgertum aller Herren Länder, das während der milden Wintermonate zum Zeitvertreib die Läden besucht, wandert schon die Woche vor Ostern ab nach Jerusalem, um dort Zeuge zu sein der am heiligen Grabe stattfindenden prunkhaften Osterfeierlichkeiten. In ganz Kairo ist im April, dem Ende der Fremdenzeit, kaum noch ein verspäteter Erdballbummler sichtbar.

Auf einmal öffnet sich die Ladentür. Ein großer, kräftiggebauter Herr tritt ein, schaut sich selbstbewußt um, dem langen Ladentisch zusteuern. Das Haupt bedeckt ein Schlapphut, unter dem langes, ergrautes Haar förmlich wie ein Urwald hervorquillt. Die Kleidung besteht in einem bequemen, grauen Reiseanzug. An den Füßen trägt der Fremde derbe Schnürschuhe, am Arm einen Krückstock. Wer mag der Ankömmling mit dem bartlosen, gebräunten, zerfurchten Antlitz, den lebhaften Augen wohl sein? Keiner von uns Angestellten hat ihn zuvor gesehen. Kommt er eben erst von drüben, aus dem fernen Deutschland? Allem Anschein nach ja, denn er verlangt sogleich auf gut Deutsch die neuesten farbigen Ansichtskarten vom Orient, „aber nur *made in Germany*. Ich kaufe auf meinen Auslandsreisen derartige [125] Druckerzeugnisse ausdrücklich nur, wenn deutschen Ursprungs.“ –

In diesem Augenblick tritt aus dem nebenan befindlichen Amtsraum der Geschäftsinhaber, Herr Boehme, mit seinen blonden Buben Emil und Felix eilig auf ihn zu: „Willkommen, mein neuer Bekannter und Landsmann von gestern Abend! Wie freue ich mich, Sie empfangen zu dürfen! Sie können so prächtig plaudern.“ – Der Fremdling erwidert lächelnd: „Sie haben mich in Ihr wohlbekanntes, großes Geschäft in der *Rue Wag-el-Birket* eingeladen. *Voilà*, hier bin ich!“ – „Erzählen! Bitte erzählen Sie uns was“, betteln die beiden Buben. „Vater hat vorhin erklärt, der neue Onkel aus Sachsen wüßte die schönsten Geschichten. Bleiben Sie nur da!“ –

Der vermeintliche Kunstmaler – dafür hielten wir ihn – setzt sich kurzer Hand auf den nächsten Stuhl und schildert seine Seereise. Durch die bewegliche, atemraubende Beschreibung der stürmischen Herfahrt von Triest nach Alexandrien über das orkan-gepeitschte Mittelmeer blitzt von Zeit zu Zeit ein warmer, herzlicher, scherzhafter Unterton. „Wo es zu helfen gab, war ich dabei. Als die Mitreisenden auf mich aufmerksam wurden und gar meinen bekannten Namen erfuhren, erbat sich jeder zum Andenken meine Handschrift, die ich wohl hundertmal hingemalt habe.“ –

Nach einer halben Stunde schied der gütige Gast von uns, der kaum den Laden verlassen hatte, als Herr Boehme von allen Seiten bestürmt wurde, wer der Fremde sei. „Was er ist? Ich habe ihn gestern [126] Abend zum erstenmal in der Brasserie Schüler getroffen, wo wir uns im Kreis einiger Landsleute bei einem Glas Bier begrüßten. Hier habt ihr seine Visitenkarte von gestern Abend, lest selbst!“

Auf dem Kärtchen stand in Druckschrift wörtlich:

¹⁰ Der Einsender dieses Beitrags war 1895 bis 1902 als Gehilfe bei der Buchhandlung Boehme & Anderer in Kairo beschäftigt. Seit dieser Zeit führt er die ihm gehörige Buchhandlung Hans Rühlmann in Heidelberg. Die Herausgeber.

Karl May
genannt Old Shatterhand
Villa Bärenfett¹¹ Radebeul.

Der vielgenannte Schriftsteller hatte also eben noch lebhaftig unter uns gewelt, er, dessen kurzweilige Reiseerzählungen im „Guten Kameraden“ von uns Oberrealschülern vor vielen Jahren förmlich verschlungen wurden.

In den nächsten Wochen [Karl May war vom 14.04. – 24.05.1899 in Kairo] kam der „fahrende Geselle“ wiederholt ins Geschäft, wählte Hunderte von ägyptischen Ansichtskarten, die er mit handschriftlichen Grüßen an ehemalige Besucher seines Dichterheims, an junge und alte Freunde, hohe und höchste Herrschaften, vornehme und einfache Leute in Deutschland und Oesterreich verschickte, die ihn um Grüße aus der Ferne gebeten hatten.

Karl May verbat sich ganz energisch unsere Anrede mit „Herr Doktor.“ – „Ich bin kein Doktor, **[127]** bin auch kein Jugendschriftsteller, für den Sie mich halten, sondern der echte, rechte Volksschriftsteller, der dem geliebten, deutschen Volk noch recht lange innig in die Herzen schreiben möchte das große Evangelium der Liebe! – Was ich bisher schrieb, war nur Anfang, Vorarbeit meiner gereiften schriftstellerischen Tätigkeit. Jetzt erst will ich von einer höheren unsichtbaren Welt schreiben, wie ich sie innerlich erlebe.“ – Das waren seine eigenen Worte.

Ein andermal plauderte er von seinen Streifzügen kreuz und quer durch Kairo und Umgegend. Wir mußten ihm einen tüchtigen Schneider empfehlen zum Anmessen einer prächtigen Galabije, des langen, weiten orientalischen Faltengewandes, in dem Karl May als Mohammedaner verkleidet wochenlang auf seinem Reitesel in Begleitung seines kleinen, lustigen Eselreiters¹² zu Studienzwecken das Gewirr der Straßen und Gassen der Riesenstadt durchstreifte, berühmte Moscheen und die kühlen Bazare mit den Schätzen des Morgenlandes eingehend besichtigend. Dann ging der Ritt durch die hochgelegene Zitadelle mit der Mohammed Ali-Moschee, dem Wahrzeichen der Kalifenstadt, an die Mameluckengräber, auf die Höhen des Mokattamgebirges, zum steinernen Wald, zur Mosesquelle, zurück durch Schluchten in die Wüste zu den Bädern von Heluan, 22 Kilometer von Kairo entfernt, die schon den alten Römern als Heilmittel dienten, weiter in die Flußniederungen durch schmutzige Fellachendörfer mit Scharen von dreiviertelnackten **[128]** „Backschisch“ bettelnden Kindern – Backschisch ist das geflügelte Wort im Orient – im Segelboot über den mächtigen Nil, am westlichen Ufer weiter in der Sonnenglut und Tropenhitze durch Baumwollpflanzungen, Haine mit schlanken Dattelpalmen, unaufhaltsam weiter bis an den Rand der libyschen Wüste, in die antiken Gräberfelder mit dem rätselhaften Sphinx und den drei weltberühmten Pyramiden von Giseh.

Nach kurzer Rast bestieg unser Freund ohne Führung, die mächtigen Quadern überkletternd, die Cheopspyramide, die älteste und größte, bis zur abgeplatteten Spitze, die ungefähr in gleicher Höhe liegt mit den Kreuzblumen der Kölner Domtürme. Die Nacht verbrachte er in dem am Fuß der Pyramide gelegenen Mena-House-Hotel.

Am nächsten Morgen begann mit dem ortskundigen Beduinenführer Said der gefahrvolle Einstieg in die große Pyramide. Durch enge, niedrige, kaum einen Meter breite und ebenso hohe abwärts und aufwärts führende, lange Schächte mit stickiger Luft, im Dunkeln tappend, gleitend, hervorspringende Blöcke als Stufen benutzend, gelangen die Abenteurer endlich nach mühseliger Kletterei in die im Mittelpunkt des Riesenbaus befindliche Grabkammer. Beim flackernden Schein einer qualmenden Fackel durchspäht unser Reisender den gespenstischen Raum, in dessen Mitte ein gewaltiger, längst erbrochener Steinsarkophag lagert, der vor fünf Jahrtausenden die Königsmumie des großen Pharao barg.

Die Fackel verlischt in der unheimlichen Totengruft. Der schreckhafte Rückweg muß teilweise auf **[129]** allen Vieren kriechen zurückgelegt werden, langsam die tiefen, feuchten Gänge aufwärts. Da taucht im Dunkel wie ein flimmernder Stern ein heller Punkt auf, der beim Näherkommen allmählich größer und größer

¹¹ Das Heim in Radebeul, das Karl May seit 1896 bewohnte, heißt „Villa Shatterhand“. Es ist wahrscheinlich, daß er seine früheren Wohnhäuser in Kötzschenbroda und Oberlößnitz, die in nächster Nähe liegen, scherzhafter Weise als „Villa Bärenfett“ bezeichnete (vgl. hierzu die Schlußstelle im Roman „Der Schatz im Silbersee“). Mit Karl Mays altbekannter Schelmerei läßt sich also auch die von Rühlmann erwähnte Karte in Einklang bringen. Die Herausgeber.

¹² Gemeint ist Sejjid Omar, den der Dichter in „Und Friede auf Erden“ schildert. Die Herausgeber.

wird. Der Schachteingang ist endlich erreicht, Karl May wieder unter den Lebenden – „und er begrüßte das himmlische Licht.“ –

Trotz der außerordentlichen Anstrengungen war unser Reisender schon am nächsten Tag wieder im Sattel. Weite, anstrengende Ritte unter afrikanischer Sonne, quälender Durst, körperliche Anstrengung waren ihm unentbehrlich zu rastloser Forschertätigkeit. Fortwährend war der wissensdurstige, alternde May eifrig bemüht, seine naturwissenschaftlichen und völkerkundlichen Kenntnisse zu vertiefen und zu erweitern. Er brauchte unbedingt zum gründlichen Betrachten, zum geistigen Verarbeiten des Geschauten viel mehr Zeit als nüchterne „Globetrotter“, wie er scherzhaft sagte, die das Wunderland der Pyramiden und Tempel in 8 bis 10 Tagen vorschriftsmäßig „abmachen“.

In den letzten Tagen seines Hierseins versprach Karl May für die in unserm Verlag erscheinende Zeitung „Aegyptischer Kourier“ einen literarischen Beitrag einzuliefern „Rund um Kairo“. Infolge seiner plötzlichen Abreise ging das kostbare Manuskript leider verloren.

Im schlichten deutschen Gasthaus Schüler [Hotel Bavaria, F. Schüller], wo er sechs Wochen lang recht bescheiden Aufenthalt genommen hatte, wurde Karl May nach seiner Wegreise vermißt wie ein lieber Freund. Anspruchslos gegen sich selbst, dankbar für jede Dienstleistung, **[130]** wußte er dünnliche, aufdringliche Besucher geschickt abzuwimmeln. Kriecher und Schmarotzer waren seinem geraden Wesen zuwider.

Halbe Nächte lang war der Vielbeschäftigte schriftstellerisch tätig auf seinem einfach eingerichteten Zimmer. Er arbeitete damals an dem Buch „Und Friede auf Erden“. Erst Monate nach seiner Weiterfahrt gab er ein Lebenszeichen von sich. „Allen Freunden in Kairo einen Abschiedsgruß. Karl May, zur Zeit auf Ceylon.“ –

Ein volles Jahr war seit jenem ersten Zusammentreffen vergangen. Auf der großen Eingangstreppe zum Crédit Lyonnais im Palais Coronel, dem Esbekije-Garten gegenüber tritt mir Karl May wie aus dem Boden gezaubert wieder entgegen, einen Dame ihm zur Seite. Die Freude des unerwarteten Wiedersehens ist kurz, aber herzlich. „Wo kommen Sie denn hierher?“

„Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle!“

Die Frau des Dichters (Frau Emma, von der er sich später scheiden ließ) steht neben ihm. Der lange Reisemantel verhüllt ihre schlanke Gestalt. Ihre Gesichtszüge verraten Müdigkeit. Kein Wort kommt über ihre Lippen.

„Ich habe große Eile! Bevor die Bank hier die Schalter schließt, muß ich auf meinen Kreditbrief noch dringend Gelder abheben zur Osterfahrt nach Palästina und Syrien ins heilige Land. Auf Wiedersehn!“

In Konstantinopel

(1900)

Reiseerinnerung von Klara May

Aehnliche Stunden wie in Baals Reich¹³ verlebten wir in Konstantinopel. Auch von dort habe ich einige fragmentarische Aufzeichnungen von Karl May, die ich hier folgen lasse:

Fünf Uhr früh war unser Dampfer im Hellespont und legte gerade das Ruder um. Er war so nahe am nördlichen Ufer, daß es schien, als wolle er ein Loch hineinstoßen. Dann ging er auf die Dardanellen los. Bald waren wir dort. Die asiatische Seite liegt tief, die europäische hoch. Das Wasser war trotz der frühen Morgenstunde belebt. Ich war tief bewegt. Nun kam das Marmara-Meer. Es zeigte sich in seiner größten Schönheit. Spiegelglatt, wie feinsten Sammet, mit graublauem Silberglanz, von sanft erhabenen Querlinien durchzogen. Ich sah viele Trupps von Delphinen, doch hob sich keiner recht aus dem Wasser heraus.

Wie viel schöner ist Stambul als Kairo! Hier pulsiert etwas nicht in Worte zu Fassendes immerwährend. Hier ist ewige Hochzeit zwischen Ozean und Festland. Hier fließt stets eine Kraft von Erdteil zu Erdteil, gleichzeitig hin und her. In Aegypten schlägt der Puls nur ein einziges Mal.

Hier gibt es auch Ruinen, auch Gräber in Menge, aber sie liegen nicht in toter Einsamkeit, sondern mitten im Leben. Sie gleichen toten Blutkörpern, die von den gesunden, lebenden entweder aufgezehrt oder ausgeschieden und vernichtet **[132]** werden. Dieses Anpassen und Ausscheiden hat auch auf geistigem Gebiet stattzufinden.

Konstantinopel war so recht der Boden für Karl May. Er traf viele Freunde, und wir hatten hier weniger von ihm als auf der übrigen Reise, auch ging er oft allein aus; aber manch schöne, stille Stunde kam dennoch, wo die Fata Morgana seiner Gedanken uns Bilder vorzauberte, die der Erde entrückt waren. Eigenartig sind auch einige seiner Gedanken, die er als flüchtige Anhaltspunkte niederschrieb. Ungefeilt, in kurzem Telegrammstil lasse ich sie hier folgen; sie werden manchen, dem es jemals vergönnt war in Konstantinopel zu weilen, fesseln, und die andern, denen das Leben nicht diese Gunst gestattete, anregen.

Janitscharen-Museum etwas Barnum. Diese Truppe verkörperte die rücksichtslose Gewalttätigkeit, und so war es auch ein Akt derselben alten Erbsünde, der sie vernichtete. Blut um Blut. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Fast wie die Mameluken, nur noch augenfälliger. Es hat bisher noch jede Prätorianerwirtschaft ein solches Ende genommen. Das Museum liegt im Hippodrom, von dessen „Herrlichkeit“ nur noch drei Säulen stehen, nämlich der Obelisk, den Theodosius der Große aus Heliopolis hierher versetzte (den andern sahen wir noch in Heliopolis stehen), sodann die brennende Schlangensäule aus dem Apollotempel von Delphi und der gemauerte Obelisk Konstantins.

Von da zum Mörder und Richter der Janitscharen, zur Turbe Mohameds des Reformers. Hier ist der Kuran Harun al Raschids und der Shawl, in den mit unendlicher Feinheit von Handgewebe der Koran eingewebt ist.

Hier muß ich erläuternd einfügen, daß es dort Sitte ist, die Gräber mit kostbaren Handwebereien zu schmücken; sie vertreten die Stelle der Blumen, die man bei uns als leicht vergänglichen Grabschmuck **[133]** spendet. Diese Webereien haben oft einen hohen Wert, sie werden über einen aus Holz gezimmerten Katafalk gebreitet, der in einer mehr oder weniger kostbaren Turbe steht; eine Turbe ist eine Grabkapelle, die nur Herrscher oder deren Angehörige besitzen.

Hagia Sophia.

Was scheint mir schöner, die Peterskirche, der Lateran, oder sie? Ich kann's nicht entscheiden, setze sie aber diesen beiden keinesfalls nach. Mir ist der Kuppelbau so sympathisch, weil er das Bild des Himmels gibt, während die Säulenwölbung nur das unbefriedigte Streben nach ihm zeigt. Damit gebe ich meine laienhafte Vorliebe für die Gotik auf. Hat doch sogar Goethe in seinen spätern Jahren seine Meinung geändert und den „hellen, gütigen Kuppelbau“ vorgezogen. Die Gotik ist ein schweres, überernstes, nach außen abgeschlossenes, lichtarmes Ringen nach der Höhe. Ihre zahlreichen, gewaltigen Säulen sind zu viel irdische Materie. Es fehlt der Geist, die freie, lichte Kunst. Die formale Kraft, welche sich die Höhe bildet und sie hält und trägt; diese bedarf keiner solchen Stützen, die dadurch, daß sie den Platz rauben, das Streben nach oben in Teile zerlegen, den Schwung unmöglich machen und die Einheit der Andacht

¹³ Siehe Jahrbuch 1922, S. 89.

hemmen. Der Sammlung des Einzelnen mag das dienlich sein, aber weder der Mensch noch gar der Betende ist ein Einzelwesen, er ist ein Teil des Ganzen, mit dem zusammen er emporstreben, denken, sorgen und auch – beten soll. Für die Einzelandacht ist das „Kämmerlein“, der Tempel aber hat der vereinten Erbauung der Gemeinde zu dienen, nur dazu sind die Kirchen da.

Die zugemauerte Pforte in der Sophia ist mir wichtig, durch sie soll der letzte Priester verschwunden sein. Die Pforte, durch welche die wahre Religion verschwand und durch die sie nicht wieder erscheinen soll und wird.

Diese Pforte der Sophia ist symbolisch; die Machtliebe Muhammeds II. ist es, vor dem sie flieht, der Brudersinn wird sie wieder öffnen.

[134] Anschließend an diese Gedanken, die aus der reichen Fülle des Erlebten nur einen kleinen Teil darstellen, und die ich hier im Auszug wiedergab – angeregt durch die Gegenwart – schließe ich mit den Gedanken Karl Mays, die ihn immer bewegten und die damals in Konstantinopel von ihm niedergeschrieben wurden:

Die einzige Gott wohlgefällige und wahrhaft siegreiche Verteidigungswaffe der Völker und des Einzelnen ist die Friedfertigkeit. Sie kennt keinen Scheinfrieden, der in Waffen starrt und nach Rache schreit.

[[135]]

Ceylon

Von Universitäts-Prof. Dr. Konrad Guenther

©

Du bist Ceylon, mein Land,
Das ferne leuchtet –

[Eduard Mörike: Gesang Weylas / Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet ...]

[[154]]

Ueber die Abstammung der Ureinwohner Amerikas

Von Adalbert Stütz

©

[[216]]

Henrystutzen und Silberbüchse

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

©

Die Feuerwaffen des Romans Winnetou

Von Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck

Karl May war ein ausgesprochener Waffenliebhaber, nicht etwa aus wissenschaftlichen oder Sammlergründen in gewöhnlichem Sinn, sondern mit dem Gemüt. Schöne Waffen, besonders solche in einer ihm nicht geläufigen Form, zogen ihn an und drängten ihn zur Erwerbung. Das sieht man deutlich aus seinem Nachlaß. Unter diesen Waffen finden sich dann aber wieder manche, die sich der besonderen Gunst ihres Besitzers erfreuten. Auch hier liegt wieder eine Regung des Gemüts zugrunde. Die Beziehungen zwischen dem Dichter und diesen seinen Lieblingen war eine doppelte: sie hatten ihn nicht nur dazu veranlaßt, sie zu erwerben, sondern sie regten auch seine Phantasie so lebhaft an, daß sie unverkennbar in seinen Dichtungen erscheinen, ja förmlich die Herren gewisser Handlungen werden. Man könnte manchmal fast denken, daß sich um sie herum das ganze abenteuerliche Vorkommnis bildete, wie die Kristalle um den in die Lösung gehängten Faden.

Bei 3 Waffen vermag man das fast mit Bestimmtheit zu sagen. Das sind jene Feuerwaffen, die im „Winnetou“ eine geradezu beherrschende Rolle **[229]** spielen: der „Bärentöter“, der „Henrystutzen“ und die „Silberbüchse“.

Es ist erklärlich, daß eine große Anzahl von Verehrern der Dichtungen Mays und besonders des Romans „Winnetou“ gern wissen möchten, ob diese Waffen nur Phantasiegebilde sind, ob sie vielleicht einmal bestanden haben, ja ob sie sich gar im Nachlaß Mays befinden. Diesen Verehrern kann man zuerst sagen: gewiß, es bestanden solche Waffen, die mit jenen des Romans verglichen werden können, und sie finden sich sogar im Nachlaß des Dichters.

Wir wollen versuchen, diese Gewehre den wißbegierigen Verehrern durch genaue Beschreibung näher zu bringen.

Der Held des Romans, Old Shatterhand, erhält die eine Büchse, den „Bärentöter“, von einem alten amerikanischen Büchsenmacher zum Geschenk, als Anerkennung seiner hervorragenden Schießbegabung und körperlichen Stärke. Das Wort Bärentöter sagt, daß man ein großes Raubtier, das größte und mächtigste Nordamerikas, durch einen Schuß aus der Büchse sicher zu töten imstande war. Das muß schon eine wuchtige Kanone sein, und sie ist es auch. Noch besser wäre allerdings der Name „Elefantentöter“ gewesen, denn mit einer schweren Elefantenbüchse haben wir es hier zu tun. Es ist eine Elefanten-Doppelbüchse englischer Herkunft, wie sie in großen Mengen in England für die Jagd auf jene gefährlichen Dickhäuter gebaut wurden. Die sehr dicken, gezogenen Läufe sind durch eine breite Brücke verbunden und zeigen Kanonenmundstücke, d. h. das Metall ist an den Mündungen stempel- **[230]** oder wulstartig verbreitert. Jeder Lauf hat sein besonderes Korn, ein Visier findet sich aber nicht auf der Büchse, es wird einfach durch die Delle zwischen den Läufen gezielt, für die geringen Entfernungen, für die diese Büchse bestimmt war, ein durchaus genügendes Abkommen. Die Schösser sind vorliegend, d. h. die Schloßteile liegen innerhalb des Schaftes vor der Hahnachse. Der Schaft ist eigentlich im Verhältnis zu den starken Läufen zierlich zu nennen. Der Kolben hat, was bei englischen Waffen selten zu finden ist, Backe, und der Vorderschaft geht fast bis zur Mündung, wo er auch wie die Läufe kolbig angeschwollen ist. Er hat eine tiefe Rille mit den bekannten Röhrchen aus Eisen für einen dicken hölzernen Ladestock. Auffallend ist die Teilung des Vorderschafts, wodurch man zu verhindern trachtet, daß der lange hölzerne Vorderschaft, der sich bei Witterungswechsel verschieden zieht, eine unberechenbare Spannung auf die Läufe ausübt und so dem Gewehr eine ungewisse Treffpunktlage erteilt. Das Gewehr ist zuletzt nicht in englischen Händen gewesen, da ihm die Einrichtung eines Tragriemens angefügt wurde. Es ist eine typische Elefantenbüchse, und um die sehr schwere Ladung dem Schützen nicht allzusehr fühlbar zu machen, hat es ein gewaltiges Gewicht. Deshalb trägt es auf der Elefantenjagd ja stets ein eingeborner Diener. Old Shatterhand besitzt keinen solchen Diener, seine märchenhafte Körperkraft macht auch einen solchen unnötig, aber er kann die gewaltige Kanone nicht immer in der Hand tragen, daher finden wir an ihr den Gewehrriemen.

[231] Mit dem Bärentöter geht Old Shatterhand in den wilden Westen, aber bald ersetzt er diese Büchse durch ein Wunderwerk, durch den „Henrystutzen“, die Erfindung desselben Büchsenmachers, der ihm den Bärentöter übergab.

Was ist nun zunächst unter Stutzen zu verstehen? Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in Süddeutschland und Tirol (in der Schweiz: „Stutzer“) eine Jagdbüchse gegenüber dem langen Militärgewehr, also das, was in Norddeutschland meist Karabiner genannt wird.

Auch für diese im Roman „Winnetou“ vorkommende Waffe findet sich ein Belegstück im Nachlaß Karl Mays. Zwar ist es kein Stutzen und kein echter Henry mehr, aber mit einem echten Henry hätte man auch keine Abenteuer bestehen können wie Old Shatterhand. Der Name Henry ist also mehr ein Sammelname, und zu der Zeit, als das im Besitz Karl Mays befindliche Gewehr angefertigt wurde, noch nicht durch den jetzt über die ganze Welt verbreiteten Namen Winchester abgelöst. Aus diesem Grund müssen wir uns ein wenig mit der Geschichte dieses merkwürdigen Gewehrs beschäftigen.

Ende der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts bemühte sich ein damals 28-jähriger amerikanischer Büchsenmacher Namens Henry – mehr bekannt unter dem Namen Benjamin Tyler Henry (Tyler ist der Geburtsname seiner Mutter) – eine Mehrladewaffe zu erfinden. Die Sache wollte aus verschiedenen Gründen, wohl auch geldlichen, nicht recht klappen, und so verkaufte Henry am Anfang der fünfziger Jahre seine Gedanken an die später [232] durch ihre Revolver so berühmt gewordenen Waffenhersteller Smith & Wesson. Diese gaben wohl der Sache etwas mehr Form und nahmen dann im Jahr 1854 ein Patent auf eine Pistole dieser Art. Bald aber verkauften sie das Recht wieder an eine Gesellschaft, die Volcanic Repeating Arms Co. in New Haven Conn., die nun auch ein Gewehr der Art herausbrachte. In dieser Gesellschaft war Tyler Henry wiederum tätig, denn die Waffen heißen jetzt allgemein Henry und tragen auch die Bezeichnung Henrys Patent.

Damals gab es noch keine Patronen in unserem Sinne, bei denen in einer Metallhülse Zündung, Treibmittel und Geschoß enthalten ist. Es war die Zeit der Perkussion, wo wenigstens bei Zivilwaffen jeder einzelne Ladungsteil gesondert in die Waffe eingeführt wurde. (Das damals in Preußen schon als Heereswaffe eingeführte Zündnadelgewehr hatte diese Schwierigkeit ja überwunden, ward aber geheimgehalten.)

Neben der Verbesserung der Waffe an sich beschäftigte die Erfinder besonders auch die Einheitsladung, die Patrone. Henry brachte für seine Waffen so etwas Ähnliches zustande. Er höhlt ein Bleigeschoß aus, füllt Pulver in die Höhlung und verschloß sie mit einem metallischen Plättchen, das die Zündung enthielt, gewissermaßen einem Zündplättchen.

Diese seine Patronen lagen hintereinander in einer langen Blechröhre, die unter dem Lauf der Waffe befestigt war und wurde von einer durch sie zusammengedrückten Wurmfeder nach hinten gedrängt. [233] Hier wurde jede nacheinander durch einen auf- und absteigenden, oben offenen Kasten aufgenommen, der, wenn er aufstieg, die Patrone vor die hintere Lauföffnung hob. Ein hin- und hergehender Bolzen oder Stempel schob sie dann in das Patronenlager des Laufs. Wenn dieser Stempel zurückgeht d. h. Platz für den Aufstieg des Kastens gibt, stößt er hinten an den Hahn des Mittelschlusses, den er zurückdrückt und auf diese Weise spannt. Schlägt der Hahn beim Abschießen vor, so schlägt er den Stempel etwas vorwärts, und damit eine kleine hakenförmige Nase an der Vorderfläche des Bolzens in die Zündpille, die dadurch entzündet wird. Die Bewegungen der Teile werden durch einen unter dem Schloß liegenden großen Hebel bewerkstelligt, der gleichzeitig den Abzugsbügel darstellt und von dem Schützen herunter- und heraufbewegt wird, er ist durch eine sinnreiche Hebelübertragung sowohl mit dem Kasten, dem sog. Zubringer, wie auch mit dem Bolzen verbunden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mit einem solchen Gewehr die Schüsse sehr schnell hintereinander abgegeben werden konnten, ja daß zum Laden des einzelnen Schusses nicht einmal abgesetzt zu werden brauchte. Sehr umständlich war aber die Füllung des Magazins. Die Zubringerfeder mußte von der Hand nach vorn zusammengeschoben und dann die Patronen von vorn eingefüllt werden. Einmal gefüllt, gings ja schnell, und von den kleinen Dingern, den gefüllten Geschossen, faßte das Magazin eine große Menge, aber während des Füllens war der Schütze wehrlos. Dieser sehr fühlbare [234] Mangel hinderte die Henry-Büchse, ein Heeresgewehr zu werden, denn alle Gewehrerfindungen gehen doch schließlich darauf aus, daß der größte Besteller und fleißigste Verbraucher, das Heer, ihre Erfindung annimmt.

Die Volcanic Repeating Arms Co. und Henry konnten die Waffe nicht verbessern. Erst ein Angestellter einer neuen Fabrik, in welche die Volcanic aufging, der New Haven Arms Co., hatte den befreienden Gedanken. Er brachte rechts am Schloßgehäuse eine gefederte Klappe an, durch die das Magazin bequem geladen wird. Da nun auch mittlerweile die Einheitspatrone mit Randzündung (im Gegensatz zur jetzt

allgemein gebräuchlichen Zentralzündung) erfunden war, so ward jetzt mit einem Schlage die Erfindung Henrys zu einem auch fürs Heer brauchbaren Gewehr. Es war ein gewisser Nelson King, der diese Verbesserung ersann, und ein derart verbesserter „Henry“ ist auch der im Nachlaß Karl Mays befindliche. Er trägt auch die Inschrift (B. Tyler) Henrys Patent, und (Nelson) Kings Patent.

In der New Haven Arms Co. spielte ein gewisser Winchester eine große Rolle. Er ward Direktor und bald lautete die Firma Winchester Repeating Arms Co. Unter dem Namen Winchester wurde nun das Henry-King-Gewehr weltberühmt. Mit ihm schlugen die Türken die tagelangen Sturmangriffe der Russen bei Plewa ab, ein Erfolg, der es verursachte, daß alle Militärmächte an die Annahme von Mehrladegewehren herangingen. Der Name Winchester verschlang die Namen der Erfinder Henry und King. Gewehre wie das in Mays Nachlaß werden noch [235] heute von Winchester hergestellt, nur daß das Schloßgehäuse nicht mehr von Bronze, sondern von Stahl ist. Erst im Jahre 1898 ist Henry, 77 Jahre alt, gestorben.

Eine besondere Beachtung verdient nun auch die dritte Büchse des „Winnetou“-Romans, die „Silberbüchse“ Intschu-tschunas und Winnetous.

In dem Roman erzählt der Dichter von einer Doppelbüchse, die jene beiden Indianer führen und die weithin auffiel dadurch, daß ihr Schaft mit leuchtendem Silber beschlagen war.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Naturvölker gern alle ihre Geräte und besonders ihre Waffen künstlerisch verzieren. Auch wenn ihnen die Waffen des Europäers überbracht werden, gehen sie auch an ihnen ihrem Trieb nach und verzieren z. B. die Gewehre sehr häufig durch Einschlagen von Nägeln in den Schaft. Besonders war das im südlichen Teil von Nordamerika der Fall, und in diesem von Spanien kolonisierten Land näherte sich der Indianer dem amerikanisch-spanischen Geschmack. Während im nördlichen Teil höchstens Messingnägeln verwendet wurden, trat hier, wenigstens bei vornehmen Krieger, das in Mexiko ja recht häufige Silber an die Stelle des Messings. Da ist es nun nicht verwunderlich, daß ein hervorragender Häuptling der Apatschen eine Büchse führt, die mit Silbernägeln beschlagen ist. Gewöhnlich wird von den Nägeln, mit denen Indianer ihre Büchsen beschlagen haben, behauptet, daß ihre Summe der Zahl der erbeuteten Skalpe entspräche. Das mag manchmal zutreffen. In erster Linie ist das Beschlagen mit Metallnägeln wohl dem [236] allen Naturvölkern tief innewohnenden Schmuckbedürfnis zuzuschreiben. Bei der Silberbüchse ist das sicherlich der Fall.

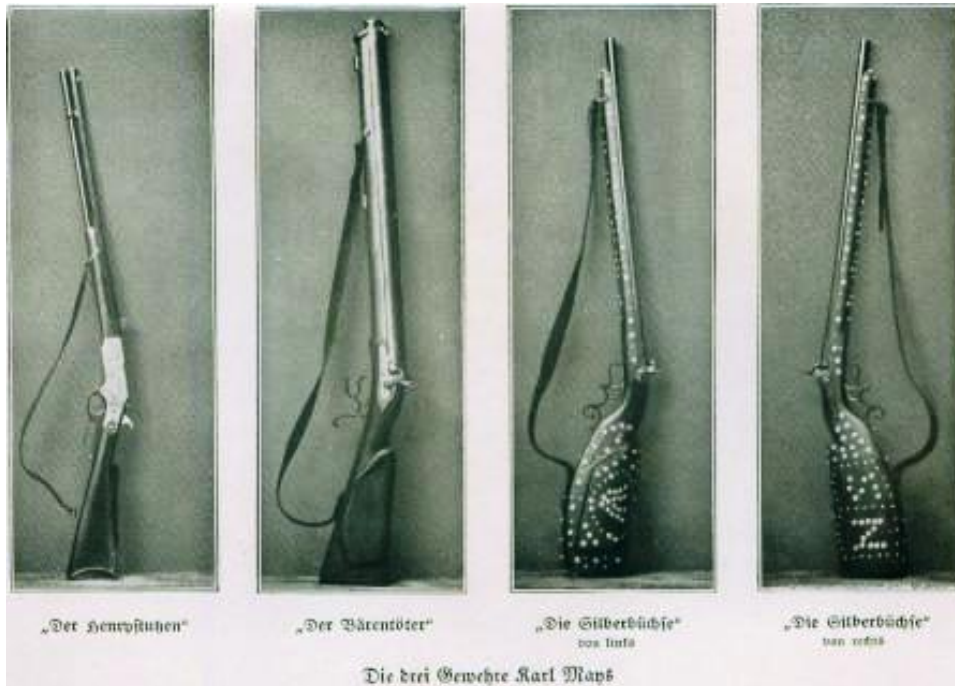
Im Nachlaß Karl Mays befindet sich eine Doppelbüchse mit sehr ungewöhnlichem, ungefügtem Kolben, die, da ihr Schaft über und über mit allerlei Silbernägeln beschlagen ist, unschwer als die „Silberbüchse“ erkannt wird.

Schloß, Läufe und Eisenbeschlag sind natürlich europäischer Herkunft, wie alle Feuerwaffen Amerikas aus jener Zeit. Vielleicht war es auch ein Mexikaner, der den Schaft schnitzte und ihn in indianischem Geschmack mit Silbernägeln beschlug. Der Kolben ist ungefügig groß, fast könnte man glauben, er wurde so groß gehalten, um viel Platz für die Ziernägeln zu haben. Drei Arten von Nägeln wurden eingeschlagen: kleine runde, die gewissermaßen die Umrahmung einiger Felder hergeben, große rosettenartige und große Sternnägeln. Besonders die Sternnägeln sind reizvoll. Auf der rechten Seite des Kolbens bilden sie die lateinischen Buchstaben *NS*, auf der linken Seite ein doppeltes *V*. Was lehren uns nun diese Buchstaben? Der, der diese Büchse verzierte, war des Schreibens kundig, spanischer Mundart und ein Christ! *NS* bedeutet unverkennbar *Nuestra Señora* – unsere Herrin – Maria. Die Erklärung dieses Schriftzeichens rührt von Herrn Dr. B. Struck am anthropologischen Museum in Dresden her. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein christlicher Mexikaner oder ein Halbblut diese Waffe für Indianer herstellte im Geschmack dieses Naturkinds und doch mit dem unverkennbaren Zeichen des frommen [237] Katholiken, das vielleicht noch für jede Naturkinder als wirksamer Schutzzauber galt. Das Doppel-*V*, das wir ursprünglich für ein *W* oder *M* hielten, hat sich inzwischen als Zeichen für die Ergänzung *Virgo Virginum* herausgestellt.

Im übrigen ist das Gewehr eine gewöhnliche Perkussions-Doppelbüchse mit rückliegenden Schlössern. Die Schloßbleche zeigen geringe Gravierung, das Kolbenblech ist jedoch schöner graviert. Es trägt neben Rankenwerk die Figur eines sitzenden Hundes und stammt wahrscheinlich von einem älteren, feineren Gewehr her.

Ohne Zweifel ist das Stück das seltsamste der May'schen Waffen, seltsam durch seine unverkennbare fremdländische Herkunft, und seltsam, weil es im Dichter die Gestalt eines seiner Helden hat bilden helfen. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß gerade diese Waffe die Habgier halb Unzurechnungsfähiger hervorgerufen hat. Noch zu Lebzeiten Mays führte sich in seiner Abwesenheit ein Fremder unter

hochtönendem Namen ein, um die Sammlungen zu besichtigen. Nach seinem Besuch fehlten die Läufe der Silberbüchse, die der Dieb abgeschraubt und gestohlen hatte. Nach Jahren entschloß sich die Witwe, die Waffe wieder instand setzen zu lassen, und nun geschieht etwas noch Unglaublicheres. Die Arbeit wird derartig unsachgemäß ausgeführt, daß man wohl sagen kann: die merkwürdigste Waffe Mays ist eigentlich nur noch eine Ruine.



Die Handlungszeit der May-Erzählungen

Von Franz K andolf

Wenn ich als Knabe über den fesselnden Erzählungen Karl Mays saß, dann versank die gesamte Gegenwart um mich herum vor der Farbenpracht seiner Romantik und ich vergaß Essen und Schlaf. Und gar manche Nacht wäre ich beim Schein der Petroleumlampe wach geblieben, hätte mich nicht meine Mutter etwas unsanft aus meinen Träumereien geweckt und mich nachdrücklich zur Ruhe gebracht. Trotzdem rissen mich die Abenteuer Kara Ben Nemsis und Old Shatterhands nie so widerstandslos mit sich fort, daß ich mir nicht die Zeit genommen hätte, mit dem Finger auf der Karte den Spuren meines Helden zu folgen. Viel Zeit verwandte ich darauf, die topographischen Namen im Atlas zu finden, oft allerdings vergebens. Aber ebenso oft wurde mein Suchen mit Erfolg gekrönt, und dadurch wurde für mich das Lesen doppelt genußreich. Ich erinnere mich noch der Freude, die ich empfand, als ich vor Jahren bei einem Antiquar die Karte fand, die May bei Abfassung seiner Balkanabenteuer als Vorlage diente, „Karte der Europäischen Türkei von Handtke 1880“. Welcher Genuß, als ich jeden von Kara Ben Nemsis [239] erwähnten und berührten Ort, jeden Fluß, jeden Gebirgszug – und der Namen sind in den drei Balkanbänden viele – wiederfand und den Reiseweg bis in die Einzelheiten genau einzeichnen konnte! Ich kann ruhig sagen, daß durch diese Art und Weise meiner Maylektüre die Teilnahme an der geographischen Literatur überhaupt erst geweckt und rege erhalten wurde.

Ebenso angelegentlich wie die Örtlichkeit beschäftigte mich die Zeit, in der ich mir die Abenteuer von Mays Helden zu denken hatte. Wer von dem Erscheinungsjahr der ersten Ausgaben seiner Werke nichts weiß und keine Kenntnis der Geschichte besitzt, der ist natürlich in dieser Beziehung leicht Irrtümern ausgesetzt. May selbst gibt sich in sehr vielen seiner Bücher keine sonderliche Mühe, seine Leser über die Zeit aufzuklären. Und das ist ein Nachteil seiner Bücher. Denn dadurch wird der Durchschnittsleser leicht auf den irrigen Gedanken gebracht, es handle sich um Ereignisse, die nicht allzuweit in der Vergangenheit zurückliegen, und der Vorwurf, der May gemacht wurde, daß durch seine Werke dem Leser ein falsches geographisches und ethnographisches Bild vermittelt werde, erscheint dann allerdings nicht unbegründet. Aber dem ist nicht so. Wer seine Bücher wirklich aufmerksam liest und nach Zeitangaben durchsucht, wird in der Regel, wenn nicht das Jahr, so doch die ungefähre Zeit bestimmen können, in der die Handlung spielt. Daß dadurch nicht nur der Genuß, sondern auch der Nutzen der Lektüre erhöht wird, liegt auf der Hand.

Im Nachfolgenden soll eine Zeitenfolge der Werke [240] Karl Mays versucht werden. Dabei kann es sich nicht darum handeln, jedem Band und jeder Erzählung in lückenloser Reihenfolge ihren Platz, wie in einer Geschichtstabelle, anzuweisen. Das ist nicht möglich. Denn so genau May in geographischer Hinsicht gearbeitet hat, so sorglos ist er in bezug auf die Zeitangaben vorgegangen. Der Kritiker macht zu seinem Bedauern oft die Beobachtung, daß die Zeitangaben des einen Bandes mit denen eines andern nicht zusammenstimmen. May hat eben seine Werke nicht nach einem genauen Plan verfaßt, sondern er hat gewissermaßen aus dem Vollen geschöpft und dabei wenig oder gar nicht auf zeitliche Widersprüche geachtet. Und als seine Werke in Buchform erschienen, hat er sich leider nicht die Mühe genommen, sie auf Unstimmigkeiten durchzusehen. So müssen wir uns in diesem Aufsatz darauf beschränken, jeden Roman getrennt für sich zu betrachten und in den Zeitrahmen einzufügen. Wenn wir dabei die Entdeckung machen, daß sich manche Unmöglichkeiten ergeben, z. B. daß sein Held gleichzeitig in verschiedenen Erdteilen auftritt, so kann uns das nach dem Gesagten nicht wundern.

Die zeitliche Sichtung des umfangreichen Stoffes ergab von selber eine Zweiteilung in die Indianer- und die Wildwestererzählungen und die übrigen fremdländischen Werke. Während der „wilde Westen“ am ehesten seine Eigenart als solcher verloren hat, hat der Orient viel länger der Kultur widerstanden. Deshalb spielen die Wildwestererzählungen am frühesten, während die übrigen Werke sich zum größten Teil zeitlich an sie anschließen.

[241]

1. Die Indianer- und Wildwestererzählungen

Im Karl-May-Jahrbuch 1921 habe ich im Aufsatz „der werdende Winnetou“ gezeigt, daß May noch im Jahre 1879, wo die Erzählung „*Deadly dust*“ im deutschen Hausschatz erschien, nur von einer zweimaligen zufälligen Begegnung mit Winnetou wußte. Die begeisterte Aufnahme dieser schönsten seiner Gestalten

fürte dazu, daß in rascher Folge eine stattliche Anzahl von Bänden erschien, die alle Winnetou und seinen Freund Old Shatterhand zum Mittelpunkt haben.

a) Die drei Bände „Winnetou“ bestehen aus einer Reihe von in sich abgeschlossenen Erzählungen, die durch die Gestalt des Mörders Santer lose miteinander verknüpft sind. Der 1. Band enthält keine nähere Zeitbestimmung. Aber aus der sich anschließenden Novelle „Der Scout“ (W. II, K. 1 – 4), die unmittelbar nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkriegs, also im Sommer 1865 spielt, geht hervor, daß die Fabel des 1. Bandes 1864 zu denken ist und zwar im Herbst, nach der Bemerkung: „Wir befanden uns beinahe am Ende des herrlichen nordamerikanischen Herbstes.“ (Bd. 7, S. 56.)

Dann folgt die Erzählung „Old Firehand“ (Bd. 8, Kap. 5 – 7), die May etwas unglücklich zu bald nach dem „Scout“ ansetzt, nämlich, wenn wir für die Erlebnisse mit Harton in der Sonora (Bd. 8, S. 393) und das afrikanische Abenteuer „Die Gum“ (Bd. 10, Erzählung 1) ein Jahr berechnen, in der ersten Hälfte des Jahres 1866. Unglücklich ist diese Anordnung deshalb, weil die Erzählung, die Winnetous Liebe [242] zu Ribanna enthält, einen viel, viel älteren Winnetou verlangt (Karl-May-Jahrbuch 1921, S. 340) – unglücklich auch deswegen, weil ein Ueberfall der Union-Pazifikbahn geschildert wird, die erst im Jahre 1869 vollendet und dem Betrieb übergeben wurde. Sache des Verlags wird es sein, in einer Neuauflage diese und andere Unebenheiten im „Winnetou“ zu glätten. Die Erzählung läßt sich zeitlich am besten kurz vor dem Tod Winnetous einreihen.

Die Novelle *Deadly dust* (Bd. 9, Kap. 1 – 4), die einen ähnlichen Bahnüberfall enthält, ist aus dem gleichen Grund und auch, weil ihr „Old Firehand“ vorausgeht, sehr spät, also kurz vor dem Tod Winnetous zu denken. Dadurch häufen sich zwar die Abenteuer, um so mehr, als auch die Südamerika- und Orientbände in die gleiche Zeit fallen, aber dagegen ist nichts zu machen. Karl May hat selber, wie aus einem Brief an seinen Verleger hervorgeht (Karl-May-Jahrbuch 1918, S. 259) die Schwierigkeiten erkannt, „diese zusammenhanglosen Einzelerzählungen, die nur für den „Hausschatz“ berechnet waren, so zusammenzufassen, daß sie als einziger Guß und Fluß erscheinen“. Leider ist es ihm nicht vollauf geglückt.

b) „Weihnacht“ ist sehr früh anzusetzen. May hat zwar einen bestimmten Anhaltspunkt nicht gegeben, aber wir besitzen ein inneres Merkmal, an das der Verfasser vielleicht selbst nicht gedacht hat. Winnetou [243] und Old Shatterhand brechen von St. Joseph nach den Jagdgründen der Schoschonen auf, gegen die die Krähenindianer das Kriegsbeil ausgegraben haben. Ein Vergleich mit der Karte zeigt, daß der Ritt die Union-Pazifikbahn entlang verläuft. Da nun die Linie bereits zu Ende des Jahres 1867 bis zum Fuß des Felsengebirges fertig war und auch befahren wurde, wäre es eine wahnsinnige Torheit gewesen, wochenlang neben dem Schienenstrang einherzureiten, nachdem doch, abgesehen von den unnötigen Anstrengungen, die Angelegenheit dringend war und höchste Eile erforderte (Bd. 24, S. 293). Folglich hat man sich „Weihnacht“ bedeutend früher zu denken, jedenfalls nicht nach 1866, wo der Bahnbau ganz gewaltig einsetzte.

c) Das gleiche gilt für „Old Surehand II“. Es wäre ganz und gar unbegreiflich, warum die Reise von Topeka aus Menschen und Pferde unnötigerweise durch einen wochenlangen Ritt hätte ermüden sollen, wenn doch die seit 1870 vollendete Denver-Pazifiklinie so schön zu benützen gewesen wäre, die gar nicht weit vom Ziel der Reise, dem Park von San Luis, vorbeiführt. Wir haben also den II. Band des Romans lange vor 1870 zu denken, vielleicht 1867. Der erste Band fällt dementsprechend mindestens ein Jahr früher, also 1866. Freilich kommen wir dadurch in große Verlegenheit. Die Geschichte schließt sich inhaltlich der Erzählung „Unter Geiern“ an, die laut Bemerkung auf Seite 45 in die Zeit nach der wissenschaftlichen Erforschung des Yellowstone-Parks durch Professor Heyden (1871) und nach der Erklärung zum Nationalpark (1872) [244] fällt. Bloody Fox ist in dieser Geschichte „ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling“, während er im „Old Surehand“ als junger Mann von 25 Jahren auftritt. Dadurch gelangen wir zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß wir im „Old Surehand“, wenn wir ihn an „Unter Geiern“ angliedern, in die achtziger Jahre hineinkommen, um welche Zeit Winnetou, der im Roman eine Hauptrolle spielt, schon längst tot ist. Es wird jedoch keine schwere Aufgabe sein, bei einer Neuauflage „Unter Geiern“ und „Old Surehand“ an den „Winnetou“ anzugleichen.

d) „Halbblut“ fällt, da ein paar Kapitel wieder einmal von einem geplanten Ueberfall der im Bau befindlichen Pazifikbahn handeln, ins Jahr 1866, ebenfalls aus dem gleichen Grunde die Erzählung „Der Schatz im Silbersee“. Der „Oelprinz“, der uns nach Arizona führt, spielt ein paar Jahre später, vielleicht 1869, da wir

doch dem tapfern Hobble Frank einige Zeit gewähren müssen, mit seinem im „Schatz im Silbersee“ erworbenen Gelde die Villa „Bärenfett“ zu bauen und zu beziehen.

e) In der Seegeschichte, die unter dem Titel „Ein Korsar“ im bisherigen Old Surehand II enthalten war, unterlief May ein grober Zeitirrtum. Die Geschichte, die zu Beginn des Bürgerkrieges spielt, also 1861, beginnt mit einem Ueberfall der Pazifikbahn durch die Indianer – ein Abenteuer, das um diese Zeit unmöglich ist, denn 1861 war der Bahnbau noch nicht einmal beschlossen. Ich habe mich bemüht, in der neuen Fassung („Kapitän Kaiman“) diesen Widerspruch zu beheben, indem ich die Erzählung [245] mit Hilfe einiger Textänderungen in das Ende des Krieges verlegte, wo ein Ueberfall der in den ersten Sektionen vollendeten Bahn nicht mehr unmöglich ist. So kommen wir ins Jahr 1865. – Die Erzählung „Der Kanada-Bill“ („Kapitän Kaiman“, bisher „Old Surehand II“) fällt im ersten Teil vor die Ernennung Abraham Lincolns zum Lawyer, also vor 1836, im letzten Teil in die Zeit der Entdeckung der Kalifornischen Goldfelder, also 1849. – Den „Pfahlmann“ (ebenda) hat man sich kurze Zeit vor der Lostrennung der Provinz Texas von Mexiko zu denken, also vor 1836.

f) „Satan und Ischariot“ beginnt nach der „bekannten Erhebung des mexikanischen Generals Jargas“, die mit seiner Niederlage [1869] und Erschießung endet (Bd. 20, S. 2). Ich habe bis jetzt trotz allen Suchens und Bücherwälzens diesen Jargas nicht finden können. Aber es bleibt uns zum Glück noch ein Anhaltspunkt. In Bd. 21, S. 247 erzählt May, daß er nach den Erlebnissen in Mexiko eine 20 Monate währende Orientreise machte. Damit wird wohl die in Band 1 – 6 der Ges. Werke erzählte Reise gemeint sein, die, wie wir noch sehen werden, in die Jahre 1871 und 1872 fällt. Folglich dürfen wir den Anfang von „Satan und Ischariot“ ins Jahr 1870, und den Schluß in den Anfang 1873 setzen. –

Bleiben noch 2 Winnetouerzählungen übrig, „Gott läßt sich nicht spotten“ und „Ein Blizzard“. Da nicht die geringste Zeitandeutung vorkommt, steht es uns frei, sie beliebig zwischen 1864 und 1874 einzufügen.

Damit ist die Reihe der Indianererzählungen abgeschlossen. Es mag im Zusammenhang mit der [246] Handlungszeit die Frage erörtert werden, ob die erzählten Abenteuer sich in der angegebenen Zeit tatsächlich in der geschilderten Weise ereignen konnten. Diese Frage muß bei mehreren Erzählungen verneint werden. May schildert die Indianer durchweg als frei streifende Stämme. Das entspricht jedoch nicht der Wirklichkeit. Zwar haben die Stämme des Gebirges lange ihre Selbständigkeit behauptet, obgleich teilweise auch sie ziemlich bald unterjocht und in Reservationen gesammelt wurden, z. B. die Navajos im Jahre 1868. Für die Indianer der Savanne gilt das nicht mehr. Es entspricht nicht den Tatsachen, daß in den sechziger Jahren Indianerstämme so weit im Osten ihre Jagdgründe besaßen, wie uns May wiederholt glauben machen will. Die Kiowas, einer der größten Schrecken der Prärie, befanden sich bereits 1867 in den Reservationen Oklahomas, ihr Lager konnte also bei Winnetous Tod 1874 unmöglich an der Einmündung des Salt Fork in den Red River sein (Bd. 9, S. 540). Ebenso waren die Osagen und Cheyennen seit 1869 bzw. 1870 sämtlich im Indianerterritorium angesiedelt, und auch vorher konnte es sich nicht mehr um ganze Stämme (siehe Old Surehand II), sondern höchstens um kleine, raubende und plündernde Horden handeln. Am längsten widerstanden die Sioux, Apatschen und Komantschen der Zivilisation. Aber auch sie waren in der Zeit Winnetous und Old Shatterhands nicht mehr als große Achtung gebietende Stämme, sondern als entartete, verarmte Banden zu fürchten, mit einigen wenigen Ausnahmen, wo sie sich in Massen gegen die Weißen erhoben. Karl May hat die [247] Indianerromantik früherer Jahrzehnte (1830 bis 1850) mit ihrem Ausgraben des Kriegsbeils und ihren bedeutsamen Kriegszügen in seine Zeit übertragen, wo von all dem nur mehr spärliche Reste vorhanden waren.

Aehnliches gilt von den bei May wiederholt mit Vorliebe verwendeten „Pfahlmännern“. Zur Zeit, da Texas unter der Herrschaft Mexikos noch wenig besiedelt war, konnten diese Llanogeier ungestört ihr Unwesen treiben. Das hörte aber auf, als mit der Eingliederung des Territoriums in die Union (1845) die Besiedlungswoge sich rasch gegen den Westen wälzte. Jedenfalls war zur Zeit, da Old Shatterhand seine Abenteuer erlebte, dem Treiben der Stakemen längst ein Ende bereitet.

Was den I. Band Winnetou betrifft, so klingt es sehr unwahrscheinlich, daß während des amerikanischen Bürgerkrieges ein Bahnvermessungstrupp in Texas, das sich doch dem aufständischen Süden angeschlossen hatte, seinen friedlichen, zivilisatorischen Zweck verfolgen konnte. Die Union verwandte damals ihr Geld für anderes als für einen Bahnbau, und die Texaner hätten keinesfalls den Vermessungsarbeiten ruhig zugesehen. Bei einer Neuausgabe des Winnetou wird man wohl dieser Begründung Rechnung tragen müssen. Das einfachste wäre, den ersten Band von seiner zeitlichen Verbindung mit dem zweiten zu lösen

und ihn vor den Bürgerkrieg zu legen. Dadurch würden wir uns zugleich mehr der Auffassung Mays nähern, nach dessen eigener Aeußerung er Winnetou im Alter von 19 Jahren getroffen haben wollte.

[248]

2. Die übrigen Länder

a) In die ohnehin schon reichlich mit Abenteuern ausgefüllte Zeit bis 1874 drängt May noch eine stattliche Anzahl neuer Bände. Das Jahr 1870 führt unsern Helden nach Südamerika („Am Rio de la Plata“ und „In den Cordilleren“). Die Erhebung des Lopez Jordan ist geschichtlich für die Jahre 1870 und 1871 nachweisbar. Im April 1870 wurde Urquiza, der Stiefvater Jordans, ermordet und im Februar 1871 Jordan vernichtend geschlagen. Die Reise ist also zwischenhinein zu denken, und zwar im Frühling und Sommer 1870 (Bd. 11, S. 41: „ein wunderbar schöner, südamerikanischer Frühlingsabend“). Im gleichen Jahr ist wohl die Erzählung „Auferstehung“ (im Band „Ich“) zu denken.

b) Die ersten 6 Bände der Ges. Werke mit der oben erwähnten 20monatigen Orientreise lassen sich nur in den Jahren 1871 und 1872 denken. Sie beginnt in Tunis und endet an der westlichen Balkanküste. In Bd. 1, S. 54 heißt es mit Bezug auf die Oase Kbilli: „Dort gab es damals noch einen türkischen Wekil“. Da Tunis am 25. Oktober 1871 von der Pforte die Selbständigkeit erhielt, fällt also der Beginn der Reise vor diesen Zeitpunkt. In Aegypten angelangt, wird Kara Ben Nemsis von dem Jüterbogker Barbier mit dem Lied überrascht:

Was kraucht nur dort im Busch herum?

Ich glaub', es ist Napolium.

Was hat er nur zu krauchen dort?

Frisch auf, Kameraden, jagt ihn fort!

[249] Dieses Lied setzt bereits den deutsch-französischen Krieg voraus. Außerdem wird später noch ein paarmal auf Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke Bezug genommen. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir die Reise im Frühling 1871 beginnen lassen, der Sommer findet Kara Ben Nemsis in Aegypten, der Herbst und Winter am Roten Meer und im Innern Arabiens, der Frühling 1872 bei den Haddedihs, der Sommer verstreicht auf der Reise durch Kurdistan und während des Aufenthaltes bei den Haddedihs, bei denen Kara Ben Nemsis auf die Rückkehr Amad el Ghandurs wartet, und der Spätherbst sieht ihn auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel und durch den Balkan zum Skutarisee. Dabei läßt sich May freilich wieder einen Anachronismus zuschulden kommen, indem er ein Erlebnis an der im Bau befindlichen Bahn Saloniki – Uesküb schildert. Diese Linie wurde erst viel später gebaut. Die Schuld trägt die von May benützte und aus dem Jahre 1880 stammende Karte, in der die Bahn als im Bau begriffen eingezeichnet ist.

c) In der Erzählung „Der Krumir“ heißt es (Bd. 10, S. 407): „Da unten, gerade im Süden von unserm Standpunkt aus, hatte ich vor mehreren Jahren auf dem Schott Dscherid ein grausiges Abenteuer erlebt“. Demnach fiel, nachdem dieses Abenteuer 1871 anzusetzen ist, der „Krumir“ ungefähr ins Jahr 1875. Damit kommen wir freilich sofort in Widerspruch mit Satan und Ischariot II, Kap. 4 bis 6, die den „Krumir“ und die in ihm erzählte erste Begegnung mit Krüger Bei voraussetzen. Das schadet jedoch nichts. Denn mit Hilfe von einigen [250] geringfügigen Textänderungen können wir den „Krumir“ leicht einige Jahre früher ansetzen und dadurch der Gefahr begegnen, Winnetou nach seinem Tode durch Tunis reiten zu lassen. – Für das Jahr des „Krumir“ kämen auch die Erzählungen „Er Raml el Helahk“ (in Bd. 23) und „Von Mursuk bis Kairwan“ (in Bd. 38), die jegliche Zeitangabe vermissen lassen, in Frage. Im 2. Kapitel des „Kutb“, das 1885 spielt, wird auf letzteres Erlebnis Bezug genommen (Bd. 23, S. 321). Ins Jahr 1875 gehört die kleine Erzählung „Blutrache“ (in Bd. 23). May gibt S. 262 einen Brief wieder, den er 2 Jahre vorher von Halef nach der ersten Trennung (1872) erhalten habe. Ebenso passen in das gleiche Jahr die Erzählungen „Nur es Semâ“, „Christi Blut und Gerechtigkeit“, „*Mater dolorosa*“ (in Bd. 10), „Maria oder Fatima“ (in Bd. 23) und die in den „Mahdi“ eingeschobene Episode „Tuet wohl denen, die euch hassen“! Sie alle haben mit „Blutrache“ gemein, daß sie in der gleichen Gegend spielen, daß Halef noch Kara Ben Nemsis Diener ist und daß der Rapphengst Rih noch lebt. Die Abenteuer häufen sich zwar etwas bedenklich für die kurze Spanne eines Jahres, doch das läßt sich nicht ändern. Es ist nicht leicht, diese kleinen Erzählungen, die May auf Bestellung schrieb, und die keine weiteren Zeitangaben enthalten, zwanglos in den Zeitrahmen einzureihen.

d) Auf einen weit entlegenen Schauplatz führt das Jahr 1876 den Leser. Der „Boer von het Roer“ (in Bd. 23) wurde von May wiederholt überarbeitet, bis er in der jetzigen Fassung erschien, die die Kämpfe der

Buren gegen den Kaffernhüptling Sikukuni [251] zum Gegenstand haben. Diese Kämpfe sind geschichtlich und fallen ins Jahr 1876.

e) 1879 erschienen aus der Feder Mays der „Ehri“, der „Brodnik“ und der „Girl-Robber“, 1880 der „Kianglu“ (Bd. 11). May hat sich diese Erlebnisse sehr früh gedacht, vermutlich Mitte der Sechziger Jahre. Jedoch infolge des Zusammenhanges, den er später zwischen den einzelnen Abenteuern schuf, gehören sie einer viel späteren Zeit an. Der erste Teil des „Brodnik“ knüpft an die redaktionelle Tätigkeit Mays an (Bd. 11, S. 334), die mit dem Jahre 1876 zusammenfällt. Das 3. Kapitel: *Om mani padme hum* spielt einige Jahre später (Bd. 11, S. 362), sagen wir 1879 oder 1880 und zwar unmittelbar im Anschluß an den „Kianglu“, so daß also die Reihenfolge entsteht: Ehri – Kianglu – *Om mani padme hum*. Aehnliches gilt für den „Girl-Robber“. May fügte später die Erzählung „An der Tigerbrücke“ an, in der er Quimbo, seinen Kafferndiener, wieder auftreten läßt, den er „vor Jahren“ zum letztenmal gesehen hatte. „Vor Jahren“ ist 1876. Wir kommen also zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß das Erscheinungsjahr dieser Erzählungen annähernd mit dem ihres Geschehens zusammenfällt.

f) Die dreibändige Reiseerzählung „Im Lande des Mahdi“ ist nicht schwierig zeitlich zu bestimmen, nämlich vor und während des Aufenthalts des Derwishes Mohammed Achmed auf der Nilinsel Aba, kurz vor seinem Auftreten als „Mahdi“, also ungefähr 1879. Zeitlich folgt, ebenfalls vor seiner Erhebung, die kleine Geschichte „Eine Ghasuah“ (in Bd. 10).

[252] g) Der Anhang des „Schut“, der den letzten Ritt Kara Ben Nemsis auf dem Rih bringt, fällt 8 Jahre nach dem „Schut“. Denn Kara Ben Halef, dessen Geburtsjahr 1872 ist, ist „ein etwa achtjähriger Knabe“ (Bd. 6, S. 555)

h) Durch den geschichtlichen Hintergrund genau festgelegt ist ferner der „Kutb“ (in Bd. 23), dessen 1. Kapitel „In Kairo“ uns in die geschichtlichen Septembertage des Jahres 1881 versetzt, während das 2. Kapitel „In Kairwan“ zwei Jahre nach der Einnahme der tunesischen Hafenstadt Sfax durch die französische Flotte im Jahr 1883, folglich 1885 zu denken ist (Bd. 23, S. 373).

i) In das Jahr 1881 fallen auch die ersten zwei Bände „Im Reiche des silbernen Löwen“. Denn in den ersten Auflagen des Romans erzählt Kara Ben Nemsis seinem Halef, der inzwischen zum Scheik der Haddedihs aufgerückt ist, zu dessen maßlosem Staunen, daß er sich „vor nicht ganz einem Jahre“ verheiratet habe. Gemeint ist die erste Ehe des Dichters mit Emma Pollmer, die am 17. August 1880 geschlossen wurde. Diese Stelle hat May in den späteren Auflagen, tief in der Seele verwundet durch die Ehescheidung, umgeändert und in die Darstellung einer rein symbolischen Ehe mit Dschanneh (= Seele) verwandelt. Sicher ist aber, daß May sich diese Persienreise im Jahre 1881 dachte. Wir geraten freilich dadurch wieder in Verlegenheit. Die Jahreszahl stimmt nicht zur Handlungszeit der ersten 6 Bände und des Anhangs zum „Schut“. Denn Kara Ben Halef ist in der Vorstellung des Dichters bereits zum Jüngling herangewachsen, kann aber 1881 erst 9 Jahre [253] alt sein. Doch hindert uns nach obiger von May vorgenommenen Aenderung nichts, daß wir uns die ganze Erzählung einige Jahre später, vielleicht 1887 denken. Der Inhalt läßt eine solche, spätere Gruppierung keineswegs als unberechtigt erscheinen.

Ganz anders, auch in chronologischer Hinsicht, sind Band III und IV zu beurteilen. In den Jahren zwischen der Abfassung des zweiten und dritten Bandes vollzog sich in May eine für seine ganze spätere schriftstellerische Tätigkeit wichtige Umwandlung. Der Dichter wandte sich von der romantischen Reiseerzählung zur rein symbolischen Dichtung. Jede Person, jedes Ereignis ist von jetzt an bildlich zu verstehen. Dadurch entstand natürlich ein tiefer Riß im Bau und Fluß der Handlung. Es wäre für den Roman besser gewesen, wenn May ihn in der ursprünglichen Schreibweise fertig gestellt hätte. Er hat es nicht getan, sondern nachträglich auch den ersten beiden Bänden eine symbolische Deutung zu geben versucht. Mit wenig Erfolg. Denn eine romantische Reiseerzählung wird dadurch noch nicht zu einer symbolischen, daß der Schriftsteller an Stelle eines Namens, Emmeh, einen andern, Dschanneh, einfügt. Deshalb werden wir wohl, selbst gegen den Deutungsversuch des Dichters, an einer verschiedenen Wertung der beiden Teile des Romanes festhalten müssen. Auch in zeitlicher Hinsicht. Im Gegensatz zu den ersten zwei Bänden wäre es daher verfehlt, wollte man für Band III und IV eine bestimmte Jahreszahl suchen. In Band „Ich“ S. 565 lesen wir: „Dieser Roman zeichnet Mays schriftstellerische Entwicklung und schildert seine Kämpfe als Schriftsteller“. [254] Er ist entstanden unter dem niederschmetternden Eindruck, den der sein Ansehen untergrabende Kampf um die „Münchmeyerromane“ auf ihn ausübte. Alles, was die Seele des Menschen in diesen Jahren bedrückte und erhob, schrieb sich der Dichter vom Herzen. Wir haben uns also als zeitlichen

Hintergrund für Band III und IV ein ganzes Menschenleben zu denken, angefangen mit der Zeit, da sich May der Kolportage zuwandte – symbolisch dargestellt in dem Diebstahl des Pferdes und der Waffen Kara Ben Nemsis durch die Massaban, unter denen die Kolportageschriftsteller zu verstehen sind (Bd. 34, S. 565 ff.).

k) „Am Jenseits“, entstanden in der Pause zwischen dem 2. und 3. Band des „Silberlöwen“, trägt die Spuren der Entwicklung des Dichters. Es ist mehr als eine romantische Reiseerzählung, gehört aber gleichwohl noch nicht der rein symbolischen Dichtungsart an. Folglich kann man hier noch nach der Zeit fragen. Der Roman versetzt uns auf Grund der Bemerkung: „Kara Ben Halef zählte jetzt schon fast 20 Jahre“ (Bd. 25, S. 6) in das Jahr 1892.

l) In den Jahre 1899 und 1900 machte May eine große Orientreise, deren literarischen Niederschlag „Und Friede auf Erden“, sowie „Ardistan und Dschinnistan“ bilden. Die Amerikareise 1908 hatte als Ergebnis „Winnetous Erben“. Ich sage ausdrücklich: literarischer Niederschlag und Ergebnis. Denn bei der letzten Stufe der schriftstellerischen Entwicklung Mays hat die Handlungszeit nichts mehr zu tun. Nachdem jetzt Charley, Kara Ben Nemsis und Old Shatterhand als „Menschheitsfrage“ zu [255] nehmen sind, würde die Behauptung erheiternd wirken: Die Menschheitsfrage hat 1899 und 1900 das oder jenes erlebt. Ist ja die Menschheitsfrage so alt wie die Menschheit selbst und bindet sich nicht an Zeit und Ort. Deshalb ist das Forschen nach der Chronologie der letzten 6 Bände (Bd. 28 – 33) eine Zeitverschwendung.

m) Es bleiben noch 4 kleine Erzählungen zur Besprechung übrig: der „Kyskapschiji“ (in Bd. 19) fällt, da Halef bereits als Haddedihscheik auftritt, nach 1880, „Christus oder Mohammed“ (in Bd. 10), das die Bekanntschaft des Lesers mit Kapitän Frick Turnerstick voraussetzt, hinter den „Kianglu“, „Saiwa tjalem“ (in Bd. 23), ein Abenteuer bei den Lappen, und „Der Verfluchte“ (in Bd. 10), ein Erlebnis in Kleinasien, lassen sich mangels jeden Merkmals beliebig einreihen. – – –

In Gestalt einer Tabelle würde, die geplanten notwendigen Aenderungen im Text als vollzogen angenommen, das Ergebnis der bisherigen Feststellungen ungefähr folgendermaßen aussehen:

Uebersicht

Vor 1836: Der Pfahlmann. Der Kanada-Bill, 1. Kap.

1849: Der Kanada-Bill, 2. und 3. Kap.

1860: Spätherbst: Winnetou I.

1861 – 1863: Ehri. Brodnik. Kianglu. Saiwa tjalem.

1864: Unter Geiern. Weihnacht.

1865: Der Scout. Die Gum. Kapitän Kaiman.

1866: Der Schatz im Silbersee. Halbblut. Old Surehand I.

[256] 1867: Old Surehand II (früher Bd. III).

1868: Christus oder Mohammed. Der Krumir. Er Raml el Helahk. Von Mursuk bis Kairwan.

1869: Der Oelprinz. Gott läßt sich nicht spotten. Der Blizzard.

1870: Satan und Ischariot I und II, Kap. 1 – 2. Am Rio de la Plata. In den Cordilleren. Auferstehung.

1871 – 1872: Ges. Werke Bd. 1 – 6.

1873: Old Firehand. *Deadly dust*. Satan und Ischariot II, Kap. 4 – 6 und III.

1874: *Winnetous Tod*. Im Reiche des silbernen Löwen I, Kap. 1 und 2.

1875: Blutrache. Nur es Semâ. Christ Blut und Gerechtigkeit. *Mater dolorosa*. Maria oder Fatima. Tuet wohl denen, die euch hassen!

1876: Der Boer van het Roer.

1879: Im Lande des Mahdi.

1880: Der Verfluchte. Anhang zum Schut.

1881: Der Kutb 1. Kap. Girl-Robber. An der Tigerbrücke.

1885: Der Kutb 2. Kap.

1887: Im Reiche des silbernen Löwen I und II.

1888: Der Kyskapschiji.

1892: Am Jenseits.

1899 und 1900: Und Friede auf Erden. Ardistan und Dschinnistan.

1908: Winnetous Erben.

Die Tabelle zeigt, daß die meisten Erzählungen wohl einzeln für sich zeitlich zu beurteilen sind, jedoch sie miteinander in eine vernünftige Verbindung zu bringen ist unmöglich. Es gäbe einen phantastischen **[257]** Roman der seltsamsten Art, wenn sich jemand der undankbaren Mühe unterziehen wollte, einen Faden zu finden, der all diese Abenteuer so aneinanderreihet, daß die Aufeinanderfolge glaublich erscheint. Schon die Häufung der Abenteuer stößt auf logische Bedenken. Fassen wir die Erlebnisse der Jahre 1864 bis 1874 zusammen, so finden wir, daß die Abenteuer, die May seinen Helden in dieser knappen Spanne Zeit erleben läßt, den Inhalt von 22 vollen Bänden bilden. Das ist unmöglich, körperlich unmöglich, um so mehr, da der Verfasser sich mit seinem Helden eins sein läßt und wir wissen, daß May gerade in diesen Jahren nicht die Möglichkeit gehabt hätte, um auch nur die geschilderten Abenteuer zu bestehen. – –

Der kritischen Sichtung der Werke Karl Mays ist in zeitlicher Hinsicht ihre Aufgabe nicht leicht gemacht. May hat offensichtlich beim Schreiben nur den betreffenden Stoff im Auge gehabt, an das früher Geschriebene aber selten gedacht. So konnte es kommen, daß Erlebnisse, die der Verfasser selbst sich ziemlich früh vorstellte, im Zusammenhang mit andern Abenteuern betrachtet, 10 bis 15 Jahre später zu denken sind, und daß er in unbekümmerter Sorglosigkeit Personen auftreten läßt, die eigentlich schon längst tot und begraben sein sollten. So macht Winnetou einen Ritt in Tunis und später mit Old Shatterhand, nachdem er schon gestorben ist; Will Parker, der nach der Firehandnovelle im Kampf mit den Ogellallas fällt, wird im „Oelprinz“ wieder lebendig. Auch an anderen Unstimmigkeiten ist kein Mangel. Sir David Lindsay erzählt Kara Ben **[258]** Nemsis mit Seelenruhe, Lord Raffleys habe ihm das Abenteuer mit dem Girl-Robber berichtet, das doch in Wirklichkeit erst 9 Jahre später sich ereignete – mit Frick Turnersick treffen wir nach dem Erlebnis mit dem Kianglu wieder in Südamerika zusammen, aber sieben Jahre früher usw. usw. Es ließe sich die Reihe der Widersprüche noch um ein Beträchtliches vermehren, mit einem Worte: die Handlungszeit liegt sehr im Argen. Und es wird in Zukunft nicht die geringste Sorge des Verlages sein, Mays Werke von diesen Mängeln zu säubern. Dies ist keine kleine Arbeit, denn die Ergebenheit gegen den Toten verlangt, daß dem Text möglichst wenig Gewalt angetan werde. Immerhin ist manche Verbesserung in dieser Beziehung schon erreicht, viel bleibt noch zu tun übrig.

Die Notwendigkeit einer zeitlich beurteilenden Durchsicht drängt sich zwar bei oberflächlichem Lesen nicht auf, weil von hundert Lesern kaum einer einen Fehler bemerkt. Aber diese Notwendigkeit besteht trotzdem. Handelt es sich doch um die Hinterlassenschaft eines Mannes, dessen große Bedeutung für das deutsche Volk unleugbar feststeht. Und dankbare Erkenntlichkeit für das, was May uns gegeben, erfordert, daß wir seine Werke von den Mängeln säubern, die er, der mit Arbeit überlastete Schriftsteller, selber übersehen hat.

Im Banne Mays

Ein Stimmungsbild aus meinem Verkehr mit dem Vielgelesenen¹⁴

Von Verlags-Direktor Wirkl. Rat Otto Hartmann

Ja, der sinnierende, schöngeistige, naturschwärmerische Karl May war in seinem Element, als ich stundenlang mit ihm in Regensburg beisammensaß. Immer eifriger erzählte er weiter und ich war sehr erstaunt über all die vielen Reisen, die der absichtlich Verkannte in den entferntesten Weltteilen unternommen hatte. Ich wunderte mich außerdem über die tiefen, eingehenden Kenntnisse Mays, der sich in den schwierigsten Lagen leicht zurecht zu finden wußte. Immer ein bestimmtes Ziel im Auge behaltend, konnte er in warmblütiger und Begeisterung erweckender Weise von Taten und Schicksalen plaudern wie kaum ein anderer. Dabei fehlte es nicht an scharfem Witz und Spott, an blitzenden, vernichtenden Hieben in erfrischender Bündigkeit, oft wuchtiger **[260]** Kürze, alles aber in reicher Abwechslung, köstlicher Mischung und in rein persönlichen Klangfarben. Sein Denken war immer schlicht und einfach, manchmal war's mir, als vernähme ich Urväterweisheit in neuzeitlichem Reisegewand.

Alles, was er zu mir sagte, glitt nicht an meinem Ohr vorüber wie liebliches Wellenspiel, sondern es bohrte sich fest. So wie er jeder seiner Romanfiguren auf den Leib rückte, so überzeugte er auch beim Plaudern und er wußte sogar die Stelle des Zuhörenden in seinem Innern aufzuspüren, wo sich das Denken in den Willen umsetzt. Mays Erzählungen können in der Tat die mutlos Werdenden vor dem Ermatten bewahren, die mutlos und schwach Gewordenen, die Klagenden, die mit ihrem Geschick Hadernden, die Jammernden und die Verzweifelnden wieder mit starken Lebensglauben aufrichten; weil so viel Kühnes darinnen steckt, daß man lächelnd sagt, man kann doch wiederum aus den schwierigsten Lebenslagen herauskommen.

Alle Karl-May-Leser fühlen eine überwältigende Größe der Darstellungskunst an Mays Werken, sie bewundern seine ungeheure Leistungsfähigkeit, ahnen aber nicht, wieviel Zeit er neben seiner umfassenden Schriftstellerei auch für Reisen verbrauchte. Sie dringen trotz der Fülle von Schriften und Abhandlungen über Karl May nicht recht zu einer greifbaren Vorstellung von der Art seines Schaffens, seines Reisens, von seinem Lebenskreis, von seinen Gewohnheiten, kurz von seiner Menschlichkeit durch. Und doch ist es gerade bei der Beurteilung Karl Mays ungemein wichtig zu wissen, **[261]** ob er den Stoff zu seinen Reiseromanen an Ort und Stelle sammelte oder ob dieser Stoff mehr oder minder erfunden ist. Nach den Worten, die ich mit Karl May schriftlich und mündlich gewechselt habe, und das waren nicht wenige – ich besitze außer vielen Postkarten u. a. aus Palästina, Jerusalem, Athen, Korinth, Amerika, auch rund ein Dutzend Handschreiben von ihm – steht für mich fest, daß sein literarisches Schaffen und seine Reisen in Verbindung miteinander stehen. Lebhaftigkeit des Geistes, Fülle der Vorstellungen, Fruchtbarkeit kühner Erfindungen, die sich manchmal ins Unmögliche versteigen, Gewandtheit zu erklären, Gründlichkeit, Leidenschaft und Kraft der Ueberzeugung, das sind Eigenschaften, die sich in seinen Werken widerspiegeln. Und gerade aus diesen geht doch ganz unzweideutig hervor, daß Karl May einer der merkwürdigsten Menschen ist, die gelebt haben. Es steckt ein Zauber in ihm, der so mächtig auf seine Leser und besonders jene, die ihn wie ich persönlich kannten, wirkt, und dem sich niemand entziehen kann.

Unserer ersten Unterredung ging folgender Brief Mays voraus:

*Villa Shatterhand, den 5. September 1907.
Radebeul-Dresden.*

Sehr geehrter Herr!

Nächsten Montag muß ich nach München. Da ich aber Sie so gern einmal sehen möchte, so werde ich abends 7 Uhr 14 Minuten in Regensburg aus dem Schnellzug steigen und bis Dienstag früh in Regensburg bleiben.

*Ich möchte Sie bitten, mit mir und meiner Frau um 8 Uhr Abendbrot zu essen; vielleicht bringen auch Sie Ihre **[262]** Frau Gemahlin mit? Es soll ein einfaches, gemütliches Abendessen sein; nicht in großer Toilette*

¹⁴ Der Aufsatz gewinnt für den Leser an Bedeutung, weil der Verfasser der in weiten Kreisen bekannte Schriftsteller Otto v. Tegernsee ist, dessen beliebteste Werke „Im Zauber des Hochgebirges“ und „Friedensfreudenquelle“ sind, beide erschienen beim Verlag Manz, Regensburg. Die Herausgeber.

und viel Aufwand, sondern ganz bescheiden, wie unter guten Bekannten.

In welchem Hotel ich wohnen werde, das soll auf Sie ankommen. Ich bleibe da, wo Sie am liebsten mit uns essen und bitte, mir eine Zeile hierüber mitzuteilen.

Mit herzlichem Gruß!

Ihr Karl May.

Vom 8. September 1907 datiert ein weiteres Handschreiben Mays, das bekundet, daß sich die Reise um einen Tag verzögert hat. Ich war überaus gespannt auf diese erste Zusammenkunft mit dem vielverehrten, aber auch viel angegriffenen Mann echter Reiseschilderungskunst, die dann am Dienstag, den 10. September 1907 stattfand. Der Empfang am Bahnhof war ungemein herzlich und die genußreichen Stunden, die wir gemeinsam im Speisesaal des Hotel National zu Regensburg verlebten, bleiben mir unvergeßlich. Zur steten Erinnerung habe ich heute noch die hübsche, bauchige Steinweinflasche des damals mit Hochgenuß vertilgten Boxbeutelstoffes älteren Jahrgangs in meinem „schönen Zimmer“ stehen und über ihr hängt das Bildnis Karl Mays im Goldrahmen. Bei der Unterredung fielen viele Humorstrahlen, aber auch von des Lebens Leiden und Freuden wußte Karl May drollig zu berichten, darunter so manches, was ein ganz eigentümliches Licht auf jene Männer warf, die ihn aus purem Neid mit der Feder bekämpften. Auch von mancherlei Irrfahrten war die Rede. Und wer macht solche nicht in seinem Leben und noch dazu, wenn er viel reiste wie Karl [263] May, der schon in frühester Jugend seinem Schicksal überlassen wurde. Auch den lieben Einlauf in den sicheren Hafen einer glücklichen Häuslichkeit schilderte er im Beisein seiner Gattin köstlich. Ich horchte auf, wenn Karl May die starke innige Sprache erklingen ließ und dachte mir immer, wenn er nach kleinen von mir ausgehenden Unterbrechungen von neuem anhub, wer von solchen Dingen, wie es Karl May tut, zum Volk reden will, muß auch etwas von einem Dichter an sich haben. Und so bildete ich mein Urteil über ihn in seiner Gegenwart, das dahin ging: Du bist der geborene Volksschriftsteller; und es waren ja schon damals Millionen in den mächtigen Zug der Waller zu seinen Schriften eingetreten.

Karl May gehörte nach jenem lieblichen Zusammensein zu Regensburg zu jenen seltenen Männern in meinem Gehirnkasten, deren Wirken wie ein Sturm durch das geistige Leben des Volkes geht, aber an dessen Grenzen keinen Halt macht, sondern darüber hinaus auch die Geister fremder Zunge weckt, aufhorchen macht und befruchtet. Und überall im Gewühl der Riesenstadt und in der Verlorenheit eines Wüstenzeltes hatte er Freunde und hat sie heute noch in Massen, die sich nach ihm sehnten, wenn sie nichts zu lesen hatten; denn zu jedem Menschen hin, auch zu dir, lieber Leser, läuft aus dem umfassenden Mayschen Schrifttum ein Lichtstrahl aus dem Sonnenherzen. Auch das Getöse und Gewühl der Weltpolitik, die Verwirrung und Verkettung der Völkerschicksale hat Karl May durchschaut und in trüben Stunden führte er die Gedanken [264] immer ins Morgenland, wo die Nebel der Zweifel sinken und der Stern hervortritt, bei dessen Auftauchen du aufjubelst in der Freude deines Herzens. Ueber das „Gelobte Land“ schrieb er eine in weiteren Kreisen noch unbekannt und auch noch nicht in Buchform erschienene Reiseerzählung „Schamah“¹⁵, die er mir nach seinem Handschreiben vom 21. März 1907 mit den Worten verehrte: „Was das Honorar betrifft, so soll diese kleine Erzählung eine Art von Visitenkarte sein, die ich Ihnen gratis sende, nicht des ‚Geschäfts‘ wegen, sondern aus persönlicher Sympathie.“ Sie ist damals auf meine Veranlassung hin in der später leider eingegangenen Jugendzeitschrift „Efeuranken“ und zwar im 18. Jahrgang 1908 erschienen und fand weithin Beifall. Den Begleitbrief zu dieser mir ganz gewidmeten Erzählung schloß er in der ihm eigenen Weise wie folgt:

So, das hatte ich zu sagen. Wenn Sie mich, den viel Angefochtenen, der es aber mit Gottes Menschheit außerordentlich gut und ehrlich meint, noch haben wollen, so bitte, benachrichtigen Sie mich durch eine Zeile.

Mit Tegernseer Händedruck und herzlichem Gruß!

Ihr alter

Karl May.

Wiederholt hat mich Karl May eingeladen, auch ihn einmal in seiner Villa „Shatterhand“ zu Dresden-Radebeul zu besuchen, aber ich bin zu meinem Bedauern nicht dazu gekommen. Einmal hörte er, [265] daß

¹⁵ Diese Novelle wird in einen der Nachlaßbände unsrer Sammlung mit aufgenommen.

ich in Berlin war, da machte er mir gleich Vorwürfe, daß ich nicht über Dresden heimfuhr und ihn besuchte. Er war mir außerordentlich zugetan, obwohl ich zu jenen gehöre, die es nicht für nötig halten, Schmeichelei zu treiben, sondern die im Gegenteil jedwede Kriecherei scharf verurteilen. Vor seinem letzten Vortrag am 22. März 1912 im Sophiensaal zu *W i e n*, den er auf Einladung des Wiener Akademischen Vereins hielt und der von über 3000 Besuchern mit nicht enden wollendem Jubel aufgenommen wurde, wollte er mich noch einmal besuchen. Es war ihm aber leider nicht mehr möglich, weil er es sehr eilig hatte. Es tut mir heute noch im Herzen weh, daß ich den so viel bewunderten Führer ins Reich der Edelmenschen nicht mehr sprechen konnte, da er kurz nach jener Wiener Reise sein erfolg-, aber auch dornenreiches Leben aushauchte. Wenige Tage vorher umringten ihn in Wien noch Tausende Anhänger und nur mit schwerer Mühe konnte sich der dem Tod nahe unter dem tosenden Beifallsgeklatsch zum Ausgang durchringen. Inmitten des huldigenden Gedränges rief er aus: „Bleiben Sie mir treu!“ In seiner Seele aber lodert das Feuer der Güte fort und fort genau wie in seinen Schriften und seinem privaten Briefwechsel.

Eines Tages, als ich zu Mittag heimkam, lag eine Karte mit amerikanischer Marke auf meinem Schreibtisch. Ich war ganz überrascht. Karl May schrieb mir mit Poststempel vom Niagarafall, lautend auf 1. Oktober 1908, eine hübsche Ansichtskarte mit folgendem Wortlaut:

[266] *Herzlichen Gruß aus Amerika, wo ich jetzt die Vorstudien zu „Winnetou“ Bd. IV mache*¹⁶.

Ihre alten

Karl und Klara May.

Außerdem besitze ich unter vielen Aufnahmen von ihm folgende: Karl May auf einem Kamel reitend in der Wüste Sahara; Karl May am Grab des großen Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wat-ha; Karl May am Siloateich bei Jerusalem; Karl May am Grab des Lazarus bei Bethanien; Karl May am Brunnen Abrahams; Karl May bei den Tuscarora-Indianern usw. Meistens schrieb er mir herzlich zum Jahreswechsel und schloß seine Zeilen mit: „Bitte, bleiben Sie uns auch in den kommenden Tagen Freund.“ Seine späteren Briefüberschriften lauteten fast durchweg: „Mein Sehrgeehrter und Lieber!“ Und zum Schluß kam immer mit herzlichen Grüßen der sog. Tegernseer Händedruck.

Aus allen Eindrücken, die ich aus dem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Karl May gewonnen habe, kann ich nur sagen, daß er mit seinem ganzen Schrifttum durchaus edle Ziele verfolgte. Ich brachte dies auch bereits zum Ausdruck in verschiedenen kleineren Besprechungen über einzelne seiner Bände, die in vielgelesenen Zeitschriften und Tageszeitungen veröffentlicht wurden. So schrieb ich u. a. über „Im Lande des Mahdi“ folgendes:

Abenteuerliche und unendlich vielseitige Handlungen ist man bei Mays fesselnder einzigartiger Schreibweise gewohnt, aber im „Lande des Mahdi“ werden sie in reichster **[267]** Fülle geboten. Im 3. Kapitel des letzten Bandes, betitelt „Tut wohl denen, die Euch hassen!“ sagt Karl May selbst, „daß er eigentlich nicht schriftstellere, sondern Erlebnisse niederschreibe und es unmöglich hindern kann, wenn sich das Leben und die Wirklichkeit nicht nach schriftstellerischen Regeln richten und sich selbst vom scharfsinnigsten Kritikus nicht den Gang der Ereignisse vorschreiben lassen. Es gibt ewige Gesetze, die hoch über allen tausend Regeln erhaben sind.“ Diese Worte richten sich jedenfalls an die Gegner Mays und sie zeigen deutlich, wie unbegründet all die kleinliche Zweifel- und Schmähsucht ist, die sich an diese Persönlichkeit geheftet hat.

Während des Entstehens der illustrierten Ausgabe gab ich folgende Meinungsäußerungen öffentlich kund:

Alles ist so treffend und spannend geschrieben, daß der Leser Mays „Reisefrüchte aus dem Orient“ förmlich mitkostet. Wie May auf edlem Roß die kahlen, leeren Steppen, auf flüchtigem Dromedar die gluterfüllte Hammada durchritt und unter Palmen wandelte, dies und viel anderes, vor allem auch seine träumerischen Zukunftsgedanken lernt man auf so angenehme Weise kennen, daß man gar nicht zu lesen aufhören möchte. Das Land des Sonnenbrandes, des tropischen Pulses und physischen Gigantentums, wie May es in so origineller Weise nennt, kennt er sehr genau und er versteht es wie kaum ein anderer, interessante Streiflichter auf Land und Leute, Sitten und Gebräuche fallen zu lassen. Alle Mayschen Erzählungen sind Kabinettstücke feinsten Beobachtung und Darstellung. Auch für die lustige Welt enthalten sie Würze. Vieles gleicht einer Landschaft im lachenden Sonnenlicht echten Humors. Abenteuerliche und unendlich figurenreiche Handlungen bereiten dem Leser viele genußreiche Stunden. — — —

¹⁶ „Winnetou“ Bd. IV = „Winnetous Erben“. Die Herausgeber.

May erzählt merkwürdige Sachen, er ist ein abenteuerlicher Kleinmaler. Fast möchte man meinen, er wäre imstande, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen; so abenteuerlich, [268] ja fast unglaublich klingt vieles und dennoch bilden Beobachtungen und Erlebnisse mit allgemein menschlicher Bedeutung einen großen Teil der anziehenden Erzählungen, die uns May immer im lebendigsten Tone wie eine Mischung aller möglichen und unmöglichen Volkssitten vorplaudert.

Später konnte ich u. a. folgendes berichten:

Wer farbenprächtige Reisebeschreibungen und ebensolche Bilder in Wort und Darstellung haben will, der muß sich diese reizend ausgestatteten Bände von Karl May, dessen Werke niemand tot machen kann, anschaffen. Wer Karl May liest und die Erzählungen als das betrachtet, was sie sind: nämlich eine ausgezeichnete Unterhaltungslektüre, der wird nicht verdorben, sondern lernt herrliche Länder, Sitten, Charaktere und Völker kennen. Alle diese Dinge werden in den Rahmen spannender Handlung gezogen, und zwar in einer Weise, die den Leser die Bände nicht ohne Genuß und Gewinn aus der Hand legen läßt.

Neben vielen andern Pressenotizen über Karl May aus meiner Feder erschien noch nachstehende Besprechung über „Old Surehand“:

Die Widersacher Karl Mays – und wer hat keine Feinde? – können machen, was sie wollen, seine Werke sind und bleiben da und wenn noch so viel gegen die Person eines May erhoben wird. Selbst der eingefleischteste Gegner muß zugeben, daß doch ein Zug des Großartigen durch seine Reiseromane zieht. Das zeigt sich hauptsächlich bei „Old Surehand“, in dem May so treffend sagt: „Ein rachsüchtiger Mensch ist kein guter Mensch; er handelt nicht nur unedel, sondern verwerflich: er greift, ohne irgend ein Recht dazu zu besitzen, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit vor und läßt dadurch, daß er seinem Egoismus, seiner Leidenschaft die Zügel überwirft, nur merken, wie verächtlich schwach er ist.“ Wie viele Gegner Mays haben ihn wohl nur deshalb bekämpft, weil sie ihn um seine großen Erfolge beneiden. Oder ist es kein Erfolg, wenn seine Bücher in [269] Hunderttausenden von Exemplaren in alle Weltteile hinauszogen und dort trotz der ekelregenden Hetze seiner Gegner immer noch neue Freunde finden? Welches Gefühl spricht aus den fesselnden, farbenprächtigen Reiseschilderungen des guten Erzählers, die uns in die „unverfälschte“ Natur der Heimat Winnetous, in das Land der Sehnsucht und Jugendträume führen.

Und heute, über zehn Jahre nach dem am 30. März 1912 erfolgten Tod Karl Mays, sage ich, der so vieles für und wider ihn gelesen hat, aus eigener Auffassung und Beobachtung im Verkehr mit ihm dieses:

Karl May ist und bleibt als Erzähler in einem seltenen Grad volkstümlich. Er unterhält, er spannt, er befriedigt. Seine Romangestalten sind naturgetreue, lebenswahre Wesen, Gestalten in Fleisch und Blut und dennoch keine alltäglichen Figuren. Wenn sich der Ruf eines Schriftstellers in wenigen Jahren über alle Länder der Welt verbreitet, so muß diesem Mann eine Gabe verliehen sein, die ihn himmelhoch über andere hinaushebt. May wußte freilich auch durch die Eigenart seiner Gedanken zu reizen, durch Neues, Unerhörtes zu verblüffen. Es ist ihm aber auch ein Schatz von Weltweisheit aus eigenen Quellen zugeflossen und seine Worte atmen alle eine Tatkraft, die ihn befähigt, sogleich vom Leser Besitz zu ergreifen. Das geschieht in eindringlicher kraftvoller Weise und mit einem seltenen Aufwand von Wärme. Und ich möchte sagen, auch in unserer Zeit finsterner Versunkenheit kann May durch seine Schriften seine Leser zu einem hoffnungsfreudigen Aufstehen rufen aus mutloser Schläffheit zum frischen Anfassen, aus ungläubiger Gleichgültigkeit zu siegessicherem Eifer. [270] Auch der da und dort aufblitzende Scherz und nicht zuletzt die sprechenden Landschaftsbilder erhalten den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile in wohlthuender Spannung. Ein fast verschwenderischer Reichtum an Gestalten mit ihren Betätigungen und Schicksalen tritt dem Leser entgegen: Araber, Aegypter, Indianer usw. Ereignisse und Oertlichkeiten sind von Karl May in einer Sprache geschildert, deren Klarheit alle Gegenstände treu widerspiegelt, deren Wohlklang das geistige Ohr gefangen nimmt.

Viele glauben die Welt zu kennen. Beim Leser der May-Bände aber wird es ihnen erst staunend gewahr, daß sie höchstens über vieles in der äußeren Welt unterrichtet sind, nicht aber reichlich über das Leben und Wirken fremder Völker, über ihren Wagemut und ihre heldenhafte Gesinnung, über eine Welt von verschleierte Schönheit, wo der Mensch noch als Edelwesen anerkannt wird und zur Vollendung strebt. Karl May hat das alles eingehüllt in einen mächtigen Kranz bunter Neulandblüten, die sich aber dennoch zu einem herrlich abgerundeten Bild, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließen. Und das alles

vernimmt man durch Karl May bei lachendem Mund, weil in seinen Schriften auch eine Fülle von Lebenslust und Frohsinn steckt. Sein Schaffen wird allzeit fortleben und wirken.

Man muß es fühlen, wenn man sich auf den Puls unserer Zeit versteht, wie heute in Deutschland eine heiße Sehnsucht nach einst besessener, doch mehr und mehr schwindender Natürlichkeit und Frische den ganzen Volkskörper durchzittert, ein inbrünstiges Verlangen nach sicheren Richtlinien, einem **[271]** festen Anhalt, um das überlaute, hastende, abhetzende Dasein führen zu können, ihm Gesundheit, Frohsinn, innere Ausgeglichenheit wiederzugeben. Fehlt es wirklich uns Deutschen von heutzutage, die wir in der Belebung der Technik und des Handels, in Kunstgewerbe und Architektur den rechten Pfad gefunden haben, an den Wegweisern, die uns auch für Aufrechterhaltung des Einfachsten, Allernotwendigsten Plan und Richtung zu künden vermögen? Ja, gerade jetzt nach dem großen Völkerringen und den noch mehr verheerenden Revolutionen brauchten wir mehr echte innere Werte, Männer mit dem Ziel der Edelseele eines Karl May, der in seinen Schriften allzeit fortleben wird.

Zusammengewürfelte Gedanken über Karl May

Von Geh. Hofrat Universitätsprofessor D. Dr. Emil Sehling

Das eigentliche Karl-May-Problem ist wohl dank der unermüdlichen Arbeit der Freunde des Dichters in der Hauptsache als gelöst zu betrachten. Bald wird das Bild Karl Mays in der deutschen Literatur als festgefügt dastehen. Trotzdem heißt es immer noch auf der Wacht sein. Ebenso wie die lebende Generation Deutschlands nicht müde werden darf, die „Schuldflüge“ von Versailles zu bekämpfen, so wird auch die lebende Generation der Verehrer Karl Mays nicht aufhören dürfen, das Schlagwort von der „Lügenschuld“ Karl Mays zu bekämpfen und auszurotten. Die nächste Generation wird dieses törichte Schlagwort, daß Karl May ein „Lügner“ gewesen sei, wohl überhaupt nicht mehr kennen und wird sich an seinen Schriften als reinen Kunstwerken erfreuen. Die Karl-May-Jahrbücher werden das ihrige dazu tun.

Das Thema Karl May ist noch lange nicht erschöpft. Der Dichter und seine Dichtungen bieten noch unendlich viel Seiten zur Besprechung. Im folgenden will ich für das Jahrbuch eine Reihe von **[273]** Gedankensplittern veröffentlichen, die mir beim Lesen von älteren und neueren Schriftstellern im Vergleich mit den Werken Karl Mays entgegengetreten sind, und ich bitte den Leser wegen der kaleidoskopischen Art meiner Betrachtungen um Verzeihung.

1. Karl May war kein Seemann.

Ich will hier nicht etwa die berühmte Frage aufrollen, ob bzw. wie weit Karl May gereist ist. Auch Jules Verne hat erst in seinen spätern Jahren das Mittelmeer und auch nur dieses befahren. In den Erzählungen Karl Mays finden wir fast keine Darstellungen von Seefahrten und wenig Beschreibungen der Schönheiten und Furchtbarkeiten des Meeres¹⁷. Er, der Meister der Landschaftsschilderung, er, der Verfasser der „Geographischen Predigten“, würde mit Leichtigkeit, dank seiner dichterischen Phantasie, auch das Meer in seinen Machtbereich haben ziehen können, aber er bleibt auf dem Land, er schildert die Wüste, die Felsentäler, und zwar, wo ich habe nachprüfen können, mit einer Deutlichkeit und einer Genauigkeit, daß man glauben sollte, er wäre wirklich dagewesen. – Halt! Da ertappen wir uns ja selbst auf den Gedankengängen, die zu dem bekannten, scheinbar nicht auszurottenden Vorwurf der „Lügenschuld“ Karl Mays hinführen. Deshalb dazu noch **[274]** ein paar Worte. Wie wunderbar schildert Schiller in seinem Tell die Alpen, das Gebiet seines Schauspiels, den Vierwaldstättersee (dem Sänger Tells zu Ehren ragt im Vierwaldstättersee ein großer Felsblock aus dem Wasser) und doch ist Schiller niemals dort gewesen! Er hat nie ein Hochgebirge gesehen, aus dem „die Milch der Gletscher“ herabrinnt. Woher hat er diese treffenden Bilder? Einmal aus seiner dichterischen Phantasie, zum andern aus ganz nüchternen Quellen, nämlich aus fremden Büchern. In seinem Nachlaß fand man zahlreiche Notizen, Auszüge aus gelesenen Büchern. So hat er z. B. gerade die wundervolle Wendung, die „Milch der Gletscher“, irgendwoher sich aufnotiert und nachher als poetisches Bild verwendet. Wer wagt hier Schiller den Vorwurf zu machen, daß er gelogen, gestohlen habe, weil er alles so schilderte, als wenn er wirklich dort gewesen wäre? Im Gegenteil, man steht bewundernd vor seiner dichterischen Größe, und ausgerechnet bei Karl May soll das alles nicht gelten.

Karl May hätte sich mit seiner dichterischen Gestaltungskraft auch auf die See begeben können. Nach gründlichen Studien über das Seemannsleben, über die technischen Ausdrücke, ähnlich wie Jules Verne. Aber es lag ihm nicht. Er fühlte sich offenbar zu sehr als Landratte, für welche die Elbe, der ihm nächstliegende größere Strom, keine Seeluft erzeugen konnte. Nur in einem seiner Jugendwerke finde ich die Schilderung eines Sturmes und eines Schiffuntergangs mit allen furchtbaren Einzelheiten, und zwar ausgerechnet auf – der Leser erschrecke nicht! – der Mosel. Wer die Mosel nach dieser Schilderung **[275]** beurteilen würde, müßte mindestens an den Aermelkanal denken. Es ist der Münchmeyer-Roman „Die Liebe des Ulanen“ ein Jugendwerk, unbedeutend, vielfach an das Kolportagehafte erinnernd und doch schon die Klauen des Löwen zeigend. Wie wundervoll ist z. B. das episodenhafte Auftreten Napoleons geschildert, der, von Räubern überfallen, sich persönlich mit seinem kleinen Degen verteidigt! Wie prächtig ist die Gestalt Blüchers herausgearbeitet!

¹⁷ Hierzu ist eine kleine Einschränkung nötig, denn Karl May hat immerhin auch mehrfach die See geschildert, z. B. in den Werken: „Am stillen Ozean“, „Kapitän Kaiman“, „Und Friede auf Erden“, „Halbblut“ (und zwar im „Kaper-Kapitän“) und „Der blaurote Methusalem“.

Wie gesagt, Karl May war kein Seemann. Wie ganz anders gebärdet sich dagegen ein zeitgenössischer Schriftsteller, der manchem unserer Leser ebenfalls bekannt sein wird: Robert Kraft. Kraft hat zahlreiche Erzählungen geschrieben. Ich nenne hier „Wir Seezigeuner“, „Nobodys Abenteuer“, „Das zweite Gesicht“, „Untersee-Teufel“ usw. usw. In allen diesen zeigt er eine geradezu ungeheure Phantasie, gegen die Alexander Dumas, Jules Verne, Maurus Jókai, und sogar Karl May selbst verblassen. Seine Phantasie geht an die Grenze des Möglichen, vielfach darüber hinweg. Sie ist ungezügelt. (Ich will die Ursache dafür nicht untersuchen.) Seine Werke haben stellenweise kolportagehafte Züge und ragen doch wieder weit darüber hinaus; aber alles atmet echte Seeluft. Seine „Seezigeuner“ z. B. sich so würzig, ähnlich wie man in Zolas „La Terre“ den Geruch der Erdschollen verspürt. Kraft arbeitet, wie Jules Verne, mit den modernsten Errungenschaften der Technik. Seine Phantasie erfindet Maschinen, die vielleicht in tausend Jahren von den Menschen erfunden werden. Er bearbeitet naturwissenschaftliche Fragen, wie künstliche Erzeugung neuer Früchte [276] durch Kreuzungen. Er behandelt psychologische Probleme. Wie bei E. T. A. Hoffmann spielen rätselhaft Erscheinungen, wie das zweite Gesicht eine Rolle. Sie werden alle auf naturwissenschaftlichem Wege zu erklären versucht. Karl May bringt nichts von alledem. Nur sein Henrystutzen ist – so wie er ihn schilderte – eine etwas übermenschliche Erfindung, aber alles andere ist bei ihm Natur, seine Menschen sind von Fleisch und Blut, seine Schriften bleiben stets gesunde Kost, während diejenigen von Robert Kraft zuweilen ein überreiztes, überspanntes Wesen tragen, und häufig an E. T. A. Hoffmann erinnern (man denke z. B. an den Klabaubermann in den „Seezigeunern“!). Sie scheinen mir für die Jugend größtenteils ungeeignet. Trotz der tief sinnigen und höchst eigenartigen Betrachtungen, die Robert Kraft in seine Werke einstreut, fehlt ihm die einheitliche tiefreligiöse Weltanschauung, die Karl Mays Werke gerade für die heranwachsende Jugend so wertvoll erscheinen läßt.

2. Was für ein Landsmann war Karl May?

Wenn wir es nicht wüßten, so würden ihn seine Schriften verraten. Nur ein Deutscher kann so gerecht gegen andre Nationen sein, gerecht bis zur Selbstverleugnung. Das Gerechtigkeitsgefühl (das beim Deutschen bis zur krankhaften Rechthaberei ausgebildet ist) bringt es mit sich, bei Fremden die Vorzüge ans Tageslicht zu stellen, selbst auf Kosten des eignen Volkes. Das deutsche Volk wird es nie zu dem Satz bringen „*Wright or wrong, my country*“, es wird vielmehr immer erst fragen, ob es auch recht sei, was es tue. Dadurch ist zur Zeit auch [277] seine Aengstlichkeit beim Auftreten Frankreich gegenüber bedingt; zum Teil ist allerdings auch ein gutes Stück Knechtssinnes dem Deutschen angeboren und wird durch seine traurige Geschichte noch weiter entwickelt. Mit allen diesen Schwächen schilderte vor hundert Jahren ein jetzt ziemlich unbekannt gewordener, aber sehr bedeutender Schriftsteller die Deutschen. Ich meine Sealsfield (ein amerikanischer Deutscher). So finden wir in seinem einst berühmten Roman „Norton oder die große Tour“ (Bd. I, 40) folgende Schilderung der nach den unglücklichen napoleonischen Zeiten ausgewanderten Deutschen:

„Beim ersten Anblick gewährte man, daß es Kinder des unglücklichen Landes waren, die seit so vielen Jahren die Erde mit ihrem Blut zu düngen, die Welt mit ihrer Nacktheit und ihrem Elend anzuekeln bestimmt zu sein scheinen; eines jener Bilder so vieler Unterwürfigkeit, wie wir sie auf den Werften unserer Seestädte häufig als Exemplare dieser Nation zu schauen bekommen und die uns bereits wider Willen gezwungen haben, der unbegrenzten Hospitalität unseres Landes Schranken zu setzen.“ (Aehnliche Gedanken an zahlreichen andern Stellen; gelegentlich auch günstigere Urteile. S. 48, 55, 60, 63, 64, 72, 79, 81, 130.)

Heute sind gerade 100 Jahre verstrichen, seit Sealsfield schrieb; wieder ist ein Krieg mit Frankreich verloren und wieder beginnt die deutsche Auswanderung. Werden diese Auswanderer wieder in die Sealsfieldschen Niederungen herabsteigen? Hoffentlich haben die glücklichen Jahre seit 1870 das deutsche Selbstbewußtsein genügend gefestigt!

[278] Wie lieb malt dagegen Karl May seine Deutschen! Kein anderes Volk hat einen Old Shatterhand in seiner Literatur aufzuweisen, einen Helden, der nur aus Liebe zur Romantik reist, der aus reiner selbstloser Nächstenliebe sich in die gefährlichsten Abenteuer stürzt, der seine besiegten Feinde nur betäubt aus reiner Empfindsamkeit, weil es nicht edel sei, die Schwächen seines Gegners auszunützen. Ist das nicht erst deutsche Sentimentalität, Mangel an Wirklichkeitssinn? Allerdings verwandt zur „Gefühlsduselei“ – Fremde nennen es politische Dummheit – die die deutsche Politik auf die 12 Punkte Wilsons hereinfallen ließ.

Wie schildert z. B. Cooper seine Indianer? In ihrer ganzen natürlichen Wildheit, Grausamkeit, Verschlagenheit und Tücke, als echte Naturkinder, bei denen jeder Vorteil zur Vernichtung des Feindes gilt.

Zwar hat er in seinen beiden Mohikanern auch edle Erscheinungen der roten Rasse gezeichnet, in seinem Unkas haben wir eine Art Vorbild des Winnetou vor uns, aber Cooper hat sie ausdrücklich als Ausnahmen, als letzte ihrer Art geschildert, während May seine anständigen Indsmen als den Normaltypus hinstellt, als von Haus aus gute Naturkinder, die von den Weißen verdorben oder zur Grausamkeit getrieben worden sind; er kann sich in seiner deutschen Schwärmerei die Menschen von Haus aus nur als gut vorstellen.

Niemals wird man bei May gehässige Bemerkungen über andere Nationen finden, wie sie Cooper z. B. in reichlichem Maß den feindlichen Franzosen zukommen läßt. Zwar ist May nicht blind **[279]** für die Schwächen der Fremden, aber wenn er z. B. in geradezu mustergültiger Weise die faulen Spaniolen, die Mexikaner schildert, so nimmt das doch niemals gehässige Form an, es liegt vielmehr der Spott des lachenden Philosophen vor. Echt deutsch.

Daß Karl May ein Sachse ist, wissen wir. Aber auch die zahlreichen, so echt sächsischen Redewendungen, die Vorliebe für sächsische Eigenarten, würden ihn verraten.

3. May war kein Jurist und hatte auch keine juristischen Neigungen.

Zwar bergen seine Bücher zahlreiche juristische Fragen, und ich behalte es mir für eine künftige Plauderei vor, darauf näher einzugehen; wenn man einen Shakespeare vor das Forum der Jurisprudenz gezogen hat, warum soll man einem Kleineren dieses Schicksal ersparen? Aber May geht den juristischen Fragen aus dem Weg, selbst wenn sie einen Kernpunkt seines Romans, einen Ausgangspunkt bilden sollten. Uebrigens sind gerade die Ausgangspunkte seiner Erzählungen dichterische Meisterstücke. Da sitzt sein Held in Kairo vor dem Kaffee im Begriff, nach Europa abzureisen, ein Streit vor dem Kaffeehause, und schon ist er in einen Befreiungskrieg gegen den Mahdi verwickelt; ein Landmesser muß für die Eisenbahn Land vermessen, ein Streit mit Indianern, und mitten sind wir im „Winnetou“; der alte Student, der blaurote Methusalem, geht in seiner deutschen Universitätsstadt, die so treffend gezeichnet ist, daß man meinen könnte, der Dichter habe selbst in ihr studiert, zum gewohnten Frühschoppen, ein Brief, und nicht lang darauf finden wir ihn im **[280]** Kampf mit chinesischen Seeräubern. Der Ausgangspunkt ist hier eine Erbschaftsangelegenheit. In einer andern Reiseerzählung ist der Erbschaftsprozess der Timpeschen Erben – übrigens ein echt sächsischer Familienname – die äußere Veranlassung der Umrahmung von allerlei Abenteuern. Der Jurist hätte gern mehr von diesem spannenden Erbschaftsprozess vernommen. Der Dichter hüllt sich in Schweigen. Freilich sind seine Abenteuer jedenfalls unterhaltender zu lesen.

4. Die Behandlung des Grausamen ist bei Karl May gemäßiger als bei anderen Phantasten.

Soweit Karl May überhaupt gelegentlich Grausamkeiten schildert, gehören sie im innersten Wesen zur Sache; sie werden nie übertrieben, sie werden stets als gerechte Strafe dargestellt und besonders von der jugendlichen Lesewelt geradezu als Erlösung empfunden und auch mit Befriedigung aufgenommen. Ja selbst wenn der Uebeltäter den Krokodilen vorgeworfen wird, empfindet man kein Mitleid mit ihm, er hat es redlich verdient. Die Strafe tritt bei Karl May erst ein, wenn der Faden der Erzählung so weit gesponnen ist, daß sie einen solchen Abschluß erheischt, weil, wie ein boshafter Kritiker einmal gesagt hat, der Stoff zu einem weiteren Band nicht mehr ausreicht. Die Todesstrafe wird bei Karl May als Sühne empfunden, sie hat daher einen sittlichen Charakter und wirkt eher beruhigend als das Gegenteil.

Wie ganz anders ist die Behandlung des Grausamen bei Robert Kraft! Hier erschienen Todesstrafen, Folterqualen nicht immer als Erlösung, als **[281]** Sühne, sondern zuweilen als Selbstzweck der Darstellung; aus der Lust an der Schilderung des Unheimlichen sind sie geflossen, sie wirken daher häufig nervenaufregend. Glücklicherweise verschwinden dergleichen bei Kraft in der großen Masse des verschiedenartigsten Stoffes.

Wieder ganz anders behandelt Sir John Retcliffe (ein auch heute noch vielgelesener Schriftsteller) das Grausame in seinen „historisch-politischen Romanen“, z. B. in seinem „Sebastopol“, einem gerade heute, wo der türkisch-griechische Konflikt die allgemeinen europäischen Gegensätze enthüllt, wo Smyrna an allen Ecken brennt, wieder recht lesbaren Roman, dort fließt das Blut in Strömen. Der Verfasser tut dies aus dem offenen Bestreben heraus, die unverhüllte Wahrheit zu sagen; er umgibt seine Darstellung, insbesondere diejenige der diplomatischen Vorgänge, mit dem Heiligenschein des besonders Eingeweihten (wie später mit großem Geschick Gregor Samarow) und will auch die Greuel historisch getreu, wenn auch romanhaft, wiedergeben. Auch Retcliffe wirkt aufregend und spannend, nicht selten aber auch abstoßend.

Karl May hat vor beiden Autoren und zahlreichen anderen das voraus, daß er spannend wirkt, ohne aufzuregen; er ist eine richtige Krankenunterhaltung, auch wenn er Grausames schildert. Der Leser weiß

von Anfang an, daß, wie drohend und gefährvoll die Lage auch erscheint, der Held sich doch aus ihr herausziehen wird. Auf die Art der Lösung des Streitfalls, auf die Art der Befreiung aus der Gefahr ist man bei ihm gespannt, das Kind mit unbewußter, [282] der Erwachsene mit bewußter Neugierde. Man braucht bei ihm nicht, wie bei andern Romanen, den Schuß zu lesen, ob alles gut ausgeht, „ob sie sich kriegen“; nein, es geht bei seinen Romanen so, wie bei den O-Beinen: anfänglich glaubt man, sie kriegen sich nicht, und nachher kriegen sie sich doch. Und darum wirken sie, trotz aller Spannung, so wohltuend und befriedigend (nämlich die Romane!).

5. Robinson und Old Shatterhand.

In diesen Tagen feierte ein Buch den 200. Jahrestag seines Erscheinens, ein Buch, das heute noch so beliebt ist, wie am 25. April 1719, als es erschien: Der Robinson Crusoe des Daniel Defoe. Worin liegt der Erfolg dieses Buches begründet und worin wurzelt seine schier unverwüsthliche Kraft?

Ist es etwa das traurige Schicksal des jungen Mannes, der allein, auf eine wüste Insel verschlagen, sein Leben dahinbringt, ohne Aussicht, jemals seine Eltern und seine Heimat wiederzusehen, das die Kindesseele immer wieder neu erregt, das tiefe menschliche Mitgefühl? Das wäre, glaube ich, ganz falsch geurteilt. Für die Schicksale eines Mitmenschen hat das Kind nur ganz geringes Gefühl. Wenn man einem Kind die Geschichte des Prometheus erzählen würde, der aus Liebe zu den Menschen das himmlische Feuer stahl und dafür an den Felsen geschmiedet wurde, damit die Adler des Zeus seine stets nachwachsende Leber fräßen, so würde das Kind für die Qualen des Mannes kein sonderliches Verständnis zeigen, vielleicht sogar die Adler bedauern, weil sie immer Leber essen müssen. In einem Schulaufsatz über die Frage „Was ist in den letzten [283] Ferien besonders Komisches vorgekommen?“ schrieb ein Schüler: „als mein Bruder vom Baum fiel und den Arm brach“.

Ein englischer Kritiker meinte, an dem *lying like truth*, in der Erfindung glaubwürdiger Ereignisse, liege das große Geheimnis der Erfolge Defoes. Das ist aber ganz gewiß verfehlt. Ob Selkirk wirklich gelebt und alles wirklich erlebt hat, was Defoe beschreibt, ist uns doch heute wirklich völlig gleichgültig. Ob Karl May wirklich überall da gewesen ist, ob sein Old Shatterhand, sein Winnetou wirklich gelebt haben, ob der Henrystutzen wirklich alle Male getroffen hat, das ist doch alles gleichgültig, oder sollte es vernünftigerweise sein.

Nein, das ewig Menschliche ist es, was den Robinson unsterblich gemacht hat. Es ist das Mitleid für den Menschen, der nackt und bloß in die Welt gesetzt, lediglich auf seinen Verstand angewiesen, sich alle Dinge erobert, und im Kampf mit der Natur Sieger bleibt. Dieses unwillkürliche Miterleben der ganzen Menschheitsgeschichte, das ist es, was die Phantasie des Kindes fesselt. Robinson hat nichts; er erfindet alles, was er braucht, er windet sich aus allen Gefahren heraus, ganz allein. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“, sagt Sophokles, und das klingt und singt in der Kindesseele beim Lesen des Robinson. Daher erlahmt auch sofort das Interesse an dem Buch da, wo weitere Menschen auftreten, wo Robinsons Leben sich einigermaßen behaglich gestaltet hat.

So ein Stück Robinson sind auch die Helden Karl Mays. Auch für sie gibt es keine Lage des Lebens, [284] der sie nicht gewachsen wären; für sie gibt es keine Schwierigkeiten, für die sie keine Lösung wüßten. Sie helfen sich überall ganz allein durch, nur ihr Scharfsinn schafft aus dem Nichts die besten Lebensbedingungen, aus eigener Kraft bleiben sie Sieger über Menschen und Natur. Rousseau wollte seinem Emile als einziges Buch den Robinson in die Hand geben. Ob er ihm heute nicht auch die Schriften Karl Mays in die Hand geben würde?

Vom Schuster, vom Baedeker und vom Karl May

Von Max Geißler

Es mag einmal ohne Umschweife festgestellt werden: die Absicht, Karl May zu einem Stern erster Größe am Literaturhimmel zu erheben, haben die May-Jahrbücher durchaus nicht. Sie sollen auch kein unmittelbares Propagandamittel sein. Dagegen: sie wollen verhüten helfen, daß Verblendung oder böser Wille die literarische Wertung Mays auf eine Formel bringe, die von Tausenden auswendig gelernt wird. An derartigen Gedankenlosigkeiten ist die deutsche Literaturgeschichte nicht eben arm.

Es ist kaum glaublich, daß von einem May-Problem geredet wird. Dazu mußten einige Liter Tinte verschrieben werden. Und es hat den Anschein gewonnen: sowohl als Mensch wie als Schriftsteller war Karl May eine der am schwersten ausdeutbaren Erscheinungen. Ein Rätsel, an dessen Lösung viele kluge Menschen vergeblich herumraten.

Ich habe Grund, zu glauben: in anderen Literaturen wäre so etwas unmöglich.

Im Gegensatz dazu halte ich Karl May für eine der einfachsten Naturen, die je sich schöpferisch betätigten. Rätselhaft wurde er durch das In-ihn- **[286]** hinein-deuten. Man legte nicht aus, man legte unter. Das hat Goethe an seinen Schöpfungen erfahren und nicht ohne Verärgerung festgestellt. Alle Schaffenden könnten zu diesem Kapitel überraschende Beiträge liefern.

Es dürfte der Wahrheit am nächsten kommen: daran ist schuld der Mangel an unverrückbaren ästhetischen Maßstäben und der Mangel an dem Vermögen, ein Kunstwerk zu beurteilen. Zu solch einem Urteil – meint einer der selbstherrlichsten unter den Literaturhistorikern – ist jeder geschickt, genau so, wie er auf ein Paar Stiefel, die ihm sein Schuster nicht nach Gefallen gemacht hat, schimpfen darf. Das ist falsch. Stiefel werden nach Maß und Auftrag gefertigt. Und wenn sie nicht passen, hat der Besteller allerdings nicht die Pflicht, sich mit seinem Schuster darüber auseinanderzusetzen, was ihn dazu bewogen habe, in einem Grad eigenmächtig zu verfahren, der Hühneraugen schafft. Der Schuster hat der Eigenart des Bestellers Rechnung zu tragen und seinen Wünschen. Der Künstler nicht. Er hat keinen Besteller. Bei ihm ist es umgekehrt. Er schafft nach eigenen Eingebungen, er schafft in beglückter Anbetung, sein Schaffen ist ein Dienen in Demut dem Gotte, der ihm gebietet.

Man soll hier nicht einwenden: das mag von Goethe gelten (von Goethe gilt bekanntlich alles!) oder von Stifter, von Bach oder von Beethoven – aber nicht von Karl May. – Weshalb denn nicht?

Zum Schaffenden wird ein Mensch durch Ueberschüsse. Auf die Art dieser kommt es nicht an. Schaffen ist ein Akt der Befreiung, der Erlösung. **[287]** Bei May: von den Schätzen einer in ihrer Art unerhörten, jedenfalls einmaligen Phantasie. Darin liegt seine Einseitigkeit und seine Stärke.

Jeder Mensch stellt zuletzt die Summe aller erzieherischen Einflüsse dar, die an ihm wirkten. Das heißt nicht: nur der Einflüsse der Eltern und Lehrer. Sondern: der Umgebung, der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Krankheiten – kurz: aller Daseinserscheinungen, die ihn beeindruckten und formen halfen ... und nicht etwa von einem bestimmten Lebensalter an.

Diese Daseinserscheinungen waren bei Karl May keineswegs schablonenhaft. Schon von der märchenerzählenden Großmutter und dem Froschtümpel ab, der hinter dem Hause lag. Ueber die phantasievolle Großmutter als Erziehungsfaktor brauchen wir uns nicht mehr zu unterhalten, denn die Märchengroßmutter ist bereits ein Paradeferd geworden. Ein Froschtümpel mit seinen Geheimnissen aber wirkt vielleicht noch größere Wunder. Ich meinerseits habe mir als Mann einen in meinem Garten angelegt, der mich mit all dem Zauber meiner Kindheitserinnerungen beschenkte. Und wenn ich nach dem forsche, was mir zu meiner dichterischen Urstund verhalf, so steht der Froschtümpel in dem alten Steinbruch ganz obenan. – Es gibt sehr viele Dichter in Deutschland. Sie alle könnten wohl bestätigen die fabelhafte Simplizität des Schriftstellers Karl May.

Das was wir landläufig Erziehung nennen, fehlte ihm. Auf ihn trifft Rückerts Bemerkung zu: „Nicht was ich angebunden, war, was am schönsten blühte, sondern was ich ließ ranken nach seinen eignen Gedanken.“ **[288]** Ueber die Dürftigkeit der Landschaft und Menschen, die ihn umgab, warf die in früher Kindheit entzündete Fackel seiner Phantasie ihren Schein weit hinaus, so weit, daß er nicht heimisch werden konnte in dem kleinen Reich, in das er als Knabe gestellt war. Ganz anders bei Rosegger. Der ging den Kaiser in

Wien besuchen als Waldbauernbub und erkannte seine Ohnmacht gegenüber der Größe der Welt. Der kleine Rosegger kam ernüchtert heim. Der kleine May schaffte sich goldene Flügel zum Flug in das Land seiner Träume. Er wurde nie in dem Grade gemeistert von der Wirklichkeit wie der nüchternere Rosegger. Er war vogelfrei. Rosegger wurde auf eine fertige Straße gestellt. Rosegger entdeckte künstlerische Vorbilder – zum Beispiel Adalbert Stifter. Rosegger erhielt Offenbarungen. Karl May wanderte auf ungebahnten Pfaden. Er entwickelte sich naturhaft, Rosegger innerhalb der Zäune einer dichterischen Kultur. Wie eine Ranke, die lichtdurstig emporschießt aus den Dämmerungen eines dunkelnden Waldgrundes, so rang sich May dem Licht entgegen. Solche eine Ranke baut sich nicht verhältnismäßig genug aus.

Ich bin der Ueberzeugung: Karl May selbst hat diese Erkenntnis gehabt. Aber als sie ihm kam, war es zu spät. Er hatte das eine Vermögen seiner Begabung unerhört entwickelt: seine Phantasie war die Zauberin geworden, der er verfallen war – für einen Teil seines Lebens und für die Gesamtheit seines Dichtens. Die Folge war: den stofflichen Reizen seines Werkes halten Form und Darstellung nicht stand. Diese letzteren wurden nicht zu einer **[289]** Entwicklungsstufe emporgetrieben, die der literarisch Gebildete von heute verlangt.

Ob dem Beurteiler ein Kunstwerk gefällt oder nicht – das steht sehr weit rückwärts. Es ist für das Kunstwerk nebenläufig. Deshalb sollte er danach auch nicht zuerst fragen. Und gar nicht deshalb, um danach den Schaffenden zu beurteilen. Sondern: seine Pflicht ist, sich in ein Verhältnis zu dem Schaffenden zu bringen. Seine Fragen haben zu lauten: was hat der Künstler gewollt? und: was hat er erreicht?

Karl May hatte der Vorsatz, sich neue Welten zu erschließen. Denn nur seinetwegen hat er das z u n ä c h s t getan; im Dienst von Mächten, die ihm geboten; getrieben von Sehnsüchten, die ihn lockten; erfüllt von Verheißungen, denen er lauschte. Er hat das vollbracht mit Hilfe einer unerhört reichen Phantasie und einer nicht minder starken Einfühlungsfähigkeit.

Man mag sich zu seinem Werke stellen wie man will. Man mag es ablehnen aus dem lächerlichsten aller Gründe, daß er nicht überall an Ort und Stelle Studien gemacht habe. Oh! Man mag es für formal unzulänglich erklären. Man wird ihm aber niemals mit Recht vorwerfen können: er sei hinter seinen künstlerischen Absichten zurückgeblieben: mit volkstümlichen Mitteln für bestimmte Volksklassen neue Reiche zu erobern. – Insofern war er ein ganz Eigener.

Bei allem ist nicht zu vergessen: Karl May hat zum großen Teil in einer Zeit geschaffen, über die wir uns längst hinausentwickelt haben. Jedenfalls **[290]** fällt seine Werdung in die dichterisch charakterlosen Jahre von 1870–88. Und welch wunderliche Blasen sind aus den Sümpfen aufgestiegen, zwischen denen wir hindurchgewandert sind! Jedemnoch: die Sprache der deutschen Dichter ist seitdem bildhafter geworden. Sie hat ein neues Gepräge erhalten, das nicht mehr die verzweifelte Aehnlichkeit aufweist mit der Kleinmünze, die sich in den Händen des Alltags abgegriffen hat. Dichter haben ihr dies Gepräge verliehen. Karl May hat dabei nicht geholfen. Nein. Aber andere neben ihm auch nicht. Keiner seiner urteilsfähigen Freunde jedoch wünscht ihn zu einem Genie zu stempeln, das auch dafür universal genug gewesen wäre.

Ich weiß nicht, ob die Behauptung, daß er auf jugendliche Gemüter verheerend wirken könne, überhaupt noch gängig ist. Aber sie war es. Ein Beweis dafür, daß selten ein Schaffender mit so harten Vorurteilen zu kämpfen hatte wie Karl May. Auf diesem Gebiet ist ihm wohl kaum etwas erspart geblieben. Und Vorurteile sind die gefährlichsten aller Urteile; denn dagegen gibt es in der Regel keine Berufung. Das hat ihm viel Bitternis bereitet.

Ich gehe nicht so weit, zu sagen: Karl May ist der deutschen Literatur unentbehrlich. Aber wenn wir ihn nicht hätten, so wäre das ein Verlust! Und das läßt sich nicht behaupten von vielen, die für bedeutender gelten. Man braucht nicht zu reden von den wahrhaft Gebildeten, die sich durch ihn für eine Stunde vom Druck des Alltags entführen lassen in das heitere Reich seiner Phantasie. Aber: er hat einen großen Teil unseres Volkes der Literatur gewonnen. **[291]** An ihm haben viele lesen gelernt. Und die ihn gehässig einen Vielschreiber und einen Schreiber ums Geld nannten – mit Verlaub, die sollten sich nach einer solch vernichtenden Bloßstellung hüten, je wieder von künstlerischen Dingen zu reden! Sie lassen sich nie überzeugen; denn das lächerliche Schlagwort von der Vielschreiberei liegt immer nur in Menschen bereit, die selbst kaum einen dichterischen Gedanken zu formen vermögen. Und das Schreiben ums Geld? Sie sollen doch einmal versuchen, ob sie sich über längere Zeit dazu zwingen können, ums Geld zu schreiben, wenn nicht ein Millionenreichtum von Einfällen sie umwirbt mit der fröhlichen Lockung: verdicht' uns! Und wie

sähe es um unsere Literatur aus, wenn sie nur von denen gemacht würde, die sich dafür nicht brauchen entlohnen zu lassen!

May wollte Volksschriftsteller sein. Wohl leitete sich dieser Wunsch zum Teil aus der ihm eigenen Formgebung hat. Die hat bei ihm keine Entwicklung gehabt. Und das ist das Unverhältnismäßige an ihm, im Vergleich zur schöpferischen Fülle seiner Phantasie. An der Formgebung blieb alles Natur. Die Pflege ließ er außer acht. Das Herrschende in ihm war aus einem anderen Reich. Aber die Eigentümlichkeiten des Volksschriftstellers gehören auch ihm: seine Neigung zu belehren, zu predigen, zu philosophieren. Seine Religiosität. Die läßt sich übrigens kaum von einem seiner Art trennen. Auch ihm ward seine Kunst zur Religion.

Die Versuche, Karl May mit Erfolg zu bekämpfen, sind eitel. Er ist eine jener Notwendigkeiten, ohne die keine Literatur bestehen kann. Er ist ein Wegweiser **[292]** für viele, die wandern gehen mit dem Morgengesang: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ Es kommt dabei gar nicht darauf an, ob May genau ausgemessen hat, in wieviel Tagen man auf dem Kamel von Konstantinopel nach dem Berge des Gesetzes reiten könne, und nicht darauf, wieviel Kilometer zwischen diesem Urwaldsee und dem Herzen jener Indianersiedlung liegen. Dazu ist Baedeker da. Baedeker sieht solch einer Landschaft ins Gesicht. Aber Karl May sieht ihr ins Herz. Und deshalb ist Karl May auch literaturfähig. Wir überschätzen ihn nicht – aber wir sind die Berufungsinstanz gegen Vorurteile.

[(293)]

Karl May und Heinrich Hansjakob [1837-1916]

Von Alfred Biedermann

©

[(302)]

Aus meinem Tagebuch 1906¹⁸

Von Studienrat Dr. Otto Rudert

©

¹⁸ Schildert einen Besuch bei Karl May. [des damals 17jährigen Autors]

Gärender Most

Von Erich Mühsam

I.

Vorwort des Karl-May-Verlags

Der Karl-May-Verlag enthält sich grundsätzlich jeder Stellungnahme in parteipolitischen und konfessionellen Fragen. Das ist schon um deswillen nötig, weil sich unsre Leserschaft aus Anhängern aller Parteien, aller Lebensalter, aller Berufsarten und Glaubensgemeinschaften zusammensetzt. Auch die Karl-May-Jahrbücher spiegeln diese Vielgestaltigkeit von Karl Mays Anhängern wieder.

Nicht ganz vorübergehen können wir aber an einem von den Wiener Sozialdemokraten herbeigeführten Erlaß vom 7. Januar 1922, wonach – neben vielen andern, zum Teil sehr bekannten und unsers Erachtens völlig einwandfreien Büchern – auch die May-Bände zu den Schriften gezählt wurden, die künftig in den deutsch-österreichischen Schülerbüchereien keine Aufnahme mehr finden sollen. Dieser Teil des Erlasses war von Sachkenntnis nicht getrübt. Wir vermuten wohl mit Recht, daß die Herren, die zu jener Zeit die Geschäfte Wiens führten, noch der überlebten Beckmesserei unsers biedern Zunftgenossen Ferdinand Avenarius Gefolgschaft leisteten, ohne zu wissen, wie übel gerade diesem die Führung seines „Gemerks“ gegen Karl May bekommen ist.

Der Wiener Erlaß war von Anfang an sehr umstritten, und, wie wir erfahren haben, ist dabei, soweit es sich um Karl May handelt, nur mit Mühe eine Stimmungsmehrheit erreicht worden. Es schlossen sich dann in Oesterreich, wie in Deutschland Presseäußerungen an, die sich größtenteils **[310]** gegen die in diesem Erlaß liegende Herabwürdigung unsers Dichters wandten.

Mit vorstehender Feststellung wollen wir uns hier begnügen. Die Nachfrage nach den May-Bänden hat sich seither, wie überall so auch in Wien, noch mehr gesteigert. Wir können es uns nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auch zu betonen, daß Karl Mays Schriften nicht nur in den Ländern deutscher Sprache sehr stark verbreitet sind, sondern auch im Ausland in einer so großen Menge von Uebersetzungen, wie sie wohl kein anderer neuerer deutscher Schriftsteller aufweisen kann: sein Werke liegen u. a. in englischen, dänisch-norwegischen, schwedischen, holländischen, italienischen, spanischen, französischen, tschechischen, ungarischen, polnischen, kroatisch-slovenischen Uebersetzungen vor.

Gerade der geschilderte, wenig aufregende Wiener Vorfall veranlaßt uns begreiflicherweise, aus der Fülle der wohlwollenden Aeußerungen über Karl May, die uns von sozialdemokratischen und noch weiter linksstehenden Kreisen vorliegen, einige hervorzuheben, die wir in Zukunft noch wesentlich zu vermehren gedenken: Der frühere preußische Ministerpräsident Heinrich Ströbel (unabhängig-sozialdemokratisch) hat wiederholt für Karl May eine Lanze gebrochen. Zudem bringen wir im folgenden noch einige andere Belege. Wir drucken einen Aufsatz ab, den Tono Kaiser in Nr. 251 des „Volkswillens, Organ der unabhängigen Sozialdemokratie“, München (23. November 1920) erscheinen ließ. Ferner haben wir uns an den kommunistischen Anarchisten Erich Mühsam mit der Bitte gewandt, sein anlässlich von Mays Tod in der Zeitschrift „Kain“, II. Jahrgang, Nr. 1, vom April 1912, veröffentlichtes Urteil über unsern Dichter abdrucken zu dürfen. Erich Mühsam hat uns in einem Begleitbrief, den wir unsern Lesern gleichfalls nicht vorenthalten möchten, die Erlaubnis zum Abdruck dieses älteren Artikels gegeben.

Wir bedauern sehr, uns bei diesem Anlaß gegen eine Partei wenden zu müssen, die sich vordem von der schmachvollen May-Hetze fast ganz freigehalten hatte, und die auch keinen Grund hat, sich dem friedekündenden Webersohn **[311]** feindlich gegenüberzustellen. Es sind uns übrigens auch Aeußerungen von Vertretern der deutschen Sozialdemokratie zugegangen, die „ihre Empörung über den Wiener Erlaß und die unverständliche Stellungnahme ihrer österreichischen Bruderpartei laut bekunden und betonen, daß May in keinem seiner zahlreichen Werke auch nur mit einer Silbe irgendwelche Parteipolitik durchblicken läßt.“ Die hier angezogene Zuschrift, deren Wortlaut ich wiedergebe und die von Justizobersekretär Gerhard Rothe, Vorsitzender der sozialdemokratischen Ortsgruppe Groß-Wartenberg, stammt, fährt wörtlich fort: „Vielmehr verkündet Karl May das wahre Christentum ohne Unterschied der Konfession, und weist jeden Menschen, der dafür empfänglich ist, in weitgehender Duldsamkeit den Weg empör zur Edelmenschlichkeit – ein Streben, wie es gerade im Sinn der Sozialdemokratie erhabner nicht gedacht werden kann; ein Streben, das sich gegen jegliche Gewaltanwendung der Menschen untereinander richtet und den Kampf mit der Waffe endlich aus der Welt geschafft wissen möchte.“

II.

Erich Mühsam an den Karl-May-Verlag.

Festung Niederschönenfeld, 12. Juli 1922.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Absicht, mein vor 10 Jahren für Karl May abgelegtes Bekenntnis im Karl-May-Jahrbuch zu wiederholen, ist mir durchaus recht. Ich verantworte und vertrete noch heute jedes Wort, das ich damals in meiner Empörung über die pharisäische Modeentrüstung schrieb. Daß der Schriftsteller May verderblich auf die Jugend eingewirkt haben soll, ist eine dummdreiste Lüge, erfunden um das bißchen **[312]** romantische Phantasie, das der Philister in anklägerischer Reumütigkeit in seinen Kindheitserinnerungen aufgestöbert hat, auf seinen Erreger abzuwälzen. Es ist nur zu bedauern, daß Mays Schriften seinerzeit der proletarischen Jugend gar nicht zugänglich waren, sondern nur den Söhnen begüterter Bürger, aus denen dann trotz der abscheulichen Seelenvergiftung ganz leidlich brave Amtsrichter und Oberlehrer, Pastoren und Hausbesitzer geworden sind. – Ich persönlich bin ja wohl eine Ausnahme von dieser Regel – wie die Adresse, unter der ich schreiben muß, ausweist. Aber ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß an mir auch dann nichts zu retten gewesen wäre, wenn meine Lektüre vor 30 Jahren sich ganz auf Traktätchen der inneren Mission beschränkt hätte. Der bewegliche Geist eines erlebnishungrigen Bengels schafft sich seine Erregungen, wenn sie ihm nicht in Lesestoff geboten werden, in selbständigen Unternehmungen, die auch dann noch nicht tragisch aufgefaßt zu werden brauchen, wenn sie aus den Bezirken der üblichen Max- und Moritzstreiche heraustreten. Karl May selbst ist ja Beweis dafür, daß aus gärendem Most guter Wein werden kann. Das Ausleben abenteuerlicher Lüste im Nachempfinden einer literarischen Darstellung wird eher zum inneren Abreagieren der Erlebnissucht bei den Buben führen als zur Initiative, das Gelesene nachzuahmen, was ja praktisch immer schon an der technischen Unmöglichkeit scheitern wird. – Was mich betrifft, so werde ich Karl May für die Belebung meiner Gymnasiastensjahre treue Dankbarkeit bewahren, was alle Welt wissen darf.

[313]

III.

Erich Mühsam im „Kain“¹⁹:

Es tut mir aufrichtig leid, daß Karl May diese Zeilen nicht mehr lesen wird. Ich hätte sie auch geschrieben, wenn er nicht in diesen Tagen gestorben wäre. Jetzt bin ich in der üblen Lage, zu gleicher Zeit über den Verfasser von „Old Shatterhand“ freundliche Worte sagen zu müssen, wo sich „angesichts der Majestät des Todes“ allerlei „Schornalisten“ ebenfalls dazu gedrängt fühlen, die vorgestern noch ganze Fässer voll Jauche über den Mann ausgossen. Vor ein paar Wochen hatte „Der Akademische Verband für Literatur und Musik“ in Wien Karl May zu einer Vorlesung eingeladen. Darob großes Entrüstungsgeheul von den patentierten Kulturhütern. Es hatte sich nämlich in einem Beleidigungsprozeß, den May gegen den gelben Lebius anstrengen mußte, herausgestellt, daß der alte Mann in seinen Jugendjahren recht abenteuerlichen Ulk getrieben hat und dafür sogar (bedecke deinen Himmel, Zeus!) im Gefängnis sitzen mußte. Es war klar, daß so ein Kerl ein literarischer Hochstapler war, dessen Erzeugnisse nicht den geringsten Wert haben konnten, umsoweniger, als ihm philologisch gerichtete Spürgeister nachwiesen, daß er die Gegenden des wilden Westens und des dunklen Afrikas, die er so lebendig zu schildern wußte, niemals mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei sind alle seine Erzählungen **[314]** in der Ich-Form abgefaßt – ein Lügner also, ein Hochstapler und kalter Schurke.

Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit ich zuletzt im „Guten Kameraden“ Maysche Erzählungen las. Ich kann mich also nicht mehr erinnern, ob sein Stil zu Einwendungen großen Anlaß gab. Ich nehme an, daß er nicht schlimmer war als der der frommen und patriotischen Geschichten der Schullesebücher. Aber ich will eine Kanaille heißen, wenn ich je leugnen sollte, daß mich, als ich Quartaner war, „Winnetou“, „Die Sklavenkarawane“ und „Der blaurote Methusalem“ verdammt mehr begeistert haben, als alle Heldenstudien des Cornelius Nepos zusammengenommen. Wenn es wahr ist, daß Karl May als junger Mensch Räuberbanden geleitet hat, so beweist das gar nichts gegen seine schriftstellerischen Fähigkeiten, erklärt aber viel von seiner phantastischen Erfindungskunst und erweist all sein in den Büchern behauptetes

¹⁹ „Kain“, Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. Kain-Verlag München. Jahrgang II, Nr. 1, S. 13, April 1912.

Erleben als innerlich wahr. Sein Abenteuerum – meinetwegen nennts seinen verbrecherischen Instinkt – hat sich eben in späteren Jahren vergeistigt, sein Tatendrang hat sich in Phantasie umgesetzt, und wir Jungen hatten den Vorteil froher Erregungen und kühner Vorstellungsbilder davon, die unsere bestellten Pädagogen mit der Durchkäuung klassischer Dramen nur unter Schweißverlust wieder beseitigen konnten.

Was mögen sich die Leute wohl unter dichterischem Schaffen vorstellen, die May vorwerfen, er sei gar nicht in den Ländern gewesen, die er beschrieben hat? Daß das nicht aus der Lektüre seiner Werke hervorgeht, sondern erst durch Nachschnüffelung festgestellt **[315]** werden muß, sollte, meine ich, jedes Gebelfer gegen sein Talent zum Schweigen bringen. Als wir „Wilhelm Tell“ lasen, wurde uns als besonderes Verdienst Schillers gepriesen, daß er nie in der Schweiz war und nur aus der Phantasie seine Kulissen-Landschaften schuf. Schreibt aber heute jemand eine Unterhaltungsgeschichte, deren Helden Sudanesen sind, so hat er vor strengen Richtern zu erweisen, daß er wirklich selber im Sudan gelebt hat. Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn, und es ist schändliche Undankbarkeit derer, die ihre besten Jugendstunden seinen Mordsgeschichten verdanken, dem Manne, der das Prädikat eines Dichters ohne Einschränkung verdient, nachträglich seine Verdienste zu schmälern.

Ich fühle mich nicht zum Tugendwächter geschaffen und wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, entweder Mays Erzählungen oder die Entrüstungsartikel gegen May zu lesen: bei Gott! zu den Zeitungsblättern griffe ich nicht.

Der Geächtete

Von T.[Anton „Tono“] K a i s e r , München

Die Wahrheit kann eine Zeit lang Not leiden,
aber dauernd nicht unterdrückt werden.

(Livius.)

Der Tausenden bekannte Romanschriftsteller Karl May, ein Sohn armer Webersleute, war eines geringen Vergehens wegen in seiner Jugend zu Gefängnis verurteilt. Die harte ungerechte Strafe machte ihn seelisch krank und stieß ihn, der sich nunmehr als Geächteter fühlte, immer tiefer in den Strudel einer faulen Gesellschaft, und seine Armut trug zum weiteren Falle bei. Eine drakonische Strafe wurde sodann über den von der Gesellschaft Verdorbenen verhängt. Während dieser Zeit läuterte sich sein Inneres und glühte der heilige Wille in ihm auf, ein neues Leben zu beginnen und alles gut zu machen, was je er gefehlt haben sollte, indem er seine schriftstellerischen Kräfte in den Dienst der Menschheit und seines Volkes zu stellen sich gelobte. Er wählte für sein Schaffen die Form der Reiseromane, in welchen er Symbole des Guten und Bösen in den Millionen von Lesern unvergeßlichen Gestalten schuf. Am Ende seines Lebens begannen die Neidischen und Uebergerechten unter der Führung des ruhmsüchtigen und [317] einseitig denkenden Literaten Avenarius den 70jährigen durch Vorwürfe seiner Zuchthausstrafe und durch niedere Presseverleumdungen zu Tode zu hetzen. So brach Karl May durch die gleiche Gesellschaft, durch die er in seiner Jugend fiel, auch am Ende seines schaffensreichen Lebens zusammen. Die Hetze ging natürlich nach seinem Tode geschäftig fort. Immer mehr Stimmen treten ihr in letzter Zeit entgegen. Die beste Verteidigung Karl Mays und die erfolgreichste Entlarvung dieser niederen Hetze aber bedeutet das Werk des weit über die deutschen Grenzen hinaus bekannten Pädagogen Professor Ludwig Gurlitt, indem dieser unter dem Titel „Gerechtigkeit für Karl May“ selbstlos und mutig für ihn eintritt. Jedes Wort, das er dabei spricht, ist Brustton, ist von jener Lebendigkeit, die nur von innerster Ueberzeugung ausgelöst werden kann. Seine Behauptungen sind nicht scheu, sondern offen und eindeutig, seine Beweisführung gewissenhaft objektiv und in ihrer Wirkung überzeugend, weil wissenschaftlich in Methode, logisch in Entwicklung und zugleich ebenso umfangreich als tief greifend. Weit ausholend sind seine als Belege zu seinen eigenen Forschungen angeführten Beispiele, gewissenhaft seine an May selbst wie an dessen Gegnern geübte Kritik. Mit diesen Gegnern rechnet er ab und zwar gründlich, mit zwingenden Beweisen und mit jener erhabenen Empörung in der Seele, die jedem gerecht Denkenden die Faust ballen macht, wenn er Unwahrheit ihr freches Haupt erheben sieht. Wie hier Philippiken gehalten werden, das ist Manneston und Kern gesunder Menschenbrust. So [318] ist es Gurlitt auch restlos gelungen, mit allem Nachdruck wissenschaftlicher und moralischer Beweiskraft Karl May als den zu zeigen, der er seinem Volke war und bleiben wird: als einen Ringenden, als einen aus dunklen Tiefen in lichte, erlösende Höhen Strebenden, als einen Begeisternden, einen schaffenden Menschenfreund und als ein Vorbild für alle, die aus dem Sumpfe inneren wie äußeren Drucks in eine blühende Flur erlösenden Edelmenschentums emporsteigen wollen und im Kampf mit dem eigenen Ich wie mit der umgebenden Gesellschaft Höhenziel und Lichtpfad nicht vergessen und immer wieder zum Guten zurücksuchen und zurückfinden, auch wenn sie in schwachen Augenblicken irgendwann gefehlt haben oder die Gesellschaft sie auf Ab- und Irrwege trieb.

Doch was Gurlitt hier verteidigt, das ist nicht einzig Karl Mays Ehre, Wirken und Streben, es ist vielmehr – da May selbst ein Symbol des gehässig Verfolgten ist – zugleich eine Abrechnung mit einer Gesellschaft, die allem Hohlen, allem Unsachlichen und allem niederen Hetzgeist verfallen ist. Das May ferner vom Akademikerdünkel aufgepappelten Kathedertums aus, mit dem Hand in Hand ein weichliches, verschrobenes Aesthetentum groß zu wachsen pflegt, daß er von diesen „über allem“ Stehenden nur mit Spott und Nachplappern verdächtiger Phrasen abgetan wird, das aber liegt im allgemeinen Schicksal der Autodidakten überhaupt. Karl May und die gleich ihm ehrlich Ringenden und großzügig Veranlagten haben vor der Gesellschaft, die von den sogenannten „Gebildeten“ des protzigen Mehr-Wissens geistig vertreten wird, nichts zu erhoffen, denn [319] die Avenarius-Kampfesweise ist heute ganz allgemein die Kampfesweise jener „gebildeten“ Bürgergesellschaft, die vor lauter Bildung das Pochen des Herzens vergißt! So brandmarkt Gurlitt mit Recht Karl Mays Gegnerschaft als einen bezeichnenden Zug des niederen

Hetzgeistes unserer heutigen Gesellschaft. Gurlitt erkennt, daß Mays Wollen und Streben erhaben über diesem Gesellschaftssumpfe steht und mit dem Wollen aller Edlen im Grund übereinstimmt, ja daß Mays Streben nach Edelmenschentum ganz allgemein das Streben alles Geniewesens ist und nennt in diesem Sinne Nietzsches Ueberschmensentum als zum Vergleich anregend.

Dadurch aber, daß Gurlitt in der Gegnerschaft Mays und deren Kampfweise nicht lediglich einen einzigen Fall zeichnet, gegen den angekämpft werden muß, sondern dabei den Schandfleck einer ganzen zerfallenden Gesellschaft bloßlegt, die hundert Fälle „Mays“ aufweist, dabei nicht Puderquaste und Schminke benützend, sondern seinem offenen Gerechtigkeitssinn freien Lauf lassend, dadurch wird sein Werk zu mehr als einer Karl-May-Verteidigung. –

Damit endlich, daß Gurlitt Mays edles Streben als Merkmal und gemeinsamen Teil alles großzügigen Wollens darstellt, erweist er ihm, dem Besudelten, den größten, echten Dienst: rechtfertigt ihn und erhebt ihn ins Reine durch seine eigenen Lebenswerke, durch sein eigenes Licht! – Mögen Karl Mays Gegner, wie die Gegner alles innerlich Ringenden und sich selbst Erlösenden, auch weiterhin fortschimpfen und Hell in Dunkel verkehren, falsch deuten und falsch zeichnen nach dem „Traumspiel“- [320] Szenenbild Strindbergs: „Ich kleistere, ich kleistere...“ *sapienti sat!* – denn sie sind reichlich erkannt! – Gurlitts Karl-May-Verteidigung atmet jenen frischen Geist, den Kurt Eisner ausdrückte mit den Worten: „Die Wahrheit ist einfach etwas, das man besitzen muß, um leben zu können!“ –

„Gerechtigkeit für Karl May!“ – Dieser Ruf Gurlitts ist erwachsen aus der menschlichen Forderung „Gerechtigkeit für alles Besudelte, Entehrte, zu Tode-Gehetzte, für alles Ringende, sich Erlösende, höher Strebende!“ – Karl May hat diese glänzende Verteidigung verdient. Seine Gegner sollen versuchen Gurlitt zu widerlegen, bevor sie weiter wühlen. Dieser sogenannte „Zuchthäusler“ Karl May hat während seines Lebens mehr geschaffen an Positivem, als ganze Generationen „edler“, in ihrer „Ehre“ natürlich unantastbarer Herrschaften der „gebildeten“ Gesellschaft!

[(321)]

Osterferien²⁰

Von Dr. Wilhelm Matthießen

©

²⁰ Wir setzen hier die launigen Erinnerungen fort, die der Dichter im Jahrbuch 1922 (S. 335 ff.) unter der Ueberschrift „Die Spessartreise“ eröffnete. Die Herausgeber.

[[331]]

Die Brücke

Von Lisa Barthel-Winkler

©

Der junge Strolch

Von Fritz Ströfer

Ich war noch nicht ganz zehn Jahre, als ich das erste May-Buch las. Als so junges Bürschchen war ich im Jahre 1900 bei meinem Onkel in einem reizend gelegenen, kleinen rechtsrheinischen Nest auf längere Zeit zu Besuch. Dort war es, wo mir zum erstenmal ein May-Band in die Hände fiel, und zwar der Band III von „Satan und Ischariot“, der noch dazu erst mit Seite 5 begann, was ich – wie alle May-Verehrer und Leser verstehen werden – lebhaft bedauerte.

Wie eigenartig schon dieses erste Werk auf mich wirkte, mag folgendes zeigen:

Zuerst kam ich überhaupt nicht von dem Buch los; wo ich nur irgendein verstecktes Plätzchen finden konnte, saß ich und las. Aber der Onkel hatte ein wachsames Auge auf seinen Neffen, der großer Nervosität wegen bei ihm weilte und daher auch wenig lesen sollte; so hatte es denn seine großen Schwierigkeiten, dabeibleiben zu können, ich wurde vielmehr dauernd gestört und mußte die so fesselnde Lesung sehr oft unterbrechen. Um zum ungestörten Genuß zu kommen, verfiel ich auf den Gedanken, dies nachts **[339]** zu tun, wozu ich allerdings eines Lichtes bedurfte. Kaufen konnte ich mir mangelnden Taschengeldes wegen keines, also blieb nur der Weg des Diebstahls, da ich ja den Wunsch nach einer Kerze bei der Tante hätte begründen müssen und dieser dann doch nicht erfüllt worden wäre. Ich erwarb (hört! hört!) mir also ein Licht und las nun ziemlich die halbe Nacht, wobei ich recht gut vorwärts kam; das Licht aber auch! Und nun kommt das Bezeichnende. Es war das allererste May-Buch. Kein vernünftiger Mensch wird es einem zehnjährigen Bübchen verdenken, wenn es alles, was da im Ichtton geschrieben war, für bare Münze nahm. Old Shatterhand flößte ihm Achtung ein, vor allem aber, daß ein solcher Held, dem alles gelang, der der Stärkste von allen war, vor dessen scharfsichtigem Auge kaum etwas verborgen blieb, daß ein so gewaltiger Mann immer nur das Gute tat, stets nur das, was das Gesetz vorschrieb, trotzdem da draußen im wilden Westen kein Mensch danach fragte, was dem Gesetz nach recht sei. Seine Güte, mit der er die Schlechtigkeiten seiner Feinde belohnte, machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich zu der Ansicht kam, es sei Unrecht von mir gewesen, das Licht zu nehmen, da dies mir ja eigentlich verboten sei, Old Shatterhand hätte so etwas sicher nicht getan und bei andern als Unrecht gerügt. Ich ließ auf Grund dieser Einsicht von meinem Vorhaben, mir andern Tages ein weiteres Licht zu besorgen, ab und stellte das Lesen im Bett ein. Das war die Wirkung des ersten May-Buches auf ein zehnjähriges Kind. Weitere vorteilhafte Wirkungen ließen nicht lange auf sich warten.

[340] Das zweite Buch, das ich nach vielen vergeblichen Mühen auftreiben konnte, war „Winnetou“ Bd. I, dem dann Bd. II und III folgten. Am meisten ergriff mich dabei natürlich die Szene mit dem Ave Maria im Hillman-Settlement und Winnetous Tod, wobei das Bächlein meiner Tränen reichlich floß. Wie schonungsvoll Old Shatterhand im Band I den gemeinen Rattler, dann Winnetou selbst und später auch Tangua, den Kiawahauptling behandelte, im Band II die Sklavenaufseher, später die Kukluxer, im Band III die Llanogeier, den rohen Vaquero und zuletzt Santer schonte, das alles zusammen hat auf mich einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß ich mich in der Folge bei allem, was ich tun wollte, vorher fragte: „Was würde Old Shatterhand dazu sagen?“ Ein Beispiel:

Ich war zu jener Zeit – trotz meiner kleinen Gestalt – ein ganz verrufener kleiner Strolch und, weiß der Himmel, wie ich es angestellt hatte, von allen andern Jungens meiner Stärke wegen gefürchtet. Wahrscheinlich weil es mir gelungen war, Bürgermeisters Adolf, der bis zu dieser Zeit als der stärkste Mann in der Stadt galt, entscheidend zu vermöbeln. Mehrere Wochen nach diesem Ereignis hatte sich besagter Adolf aber wieder etwas Mut gekauft. Die Geschwulst an seinem Auge war beträchtlich im Abnehmen begriffen, vielleicht war er auch von seinen Freunden aufgestachelt worden, kurzum, er versuchte eines Tages, wieder in handgreifliche Beziehungen zu mir zu treten, die er durch Zurschaustellung eines nicht unwesentlichen Bestandteils seiner Sprachwerkzeuge und durch wenig schmeichelhafte **[341]** Beinamen, mit denen er mich belegte, einzuleiten bestrebt war. Früher hätte ich Derartiges keinesfalls auf mir sitzen lassen und wäre sofort zum Angriff übergegangen, jetzt aber fiel mir wieder Old Shatterhand ein, und ich überlegte, was dieser wohl im vorliegenden Fall getan haben würde. Das Ergebnis dieser Ueberlegung war, daß ich mich – stolz lieb ich den Spanier – abwandte, was Adolfchen mir aber anscheinend falsch auslegte,

denn sein Mut schien bedenklich zu wachsen. Erst als ich ihm dann meine Gründe – wie hätte ich das auch nicht tun können! – auseinandersetzte und hinzufügte, daß ich bereit sei, ihm auch noch das andere Auge zu verschönern, falls ihm meine Großmut wirklich nicht einleuchten sollte, hielt er es für angebracht, diese anzuerkennen. –

Die Moral von der Geschichte ist, daß ich mit diesem Adolf später noch recht befreundet wurde, ihm das Gute Karl Mays so eindringlich vor Augen führte, daß er selbst bald begeisterter Anhänger Mays wurde und, soviel ich weiß, bis zu seinem Tod geblieben ist.

Ein weiteres Erlebnis, das ich als Zwanzigjähriger in Brüssel hatte! Dort wurde ich einer Weibergeschichte wegen während einer Bootsfahrt im Bois de la Cambre von einer Uebermacht angegriffen. Das Boot mit meinen Widersachern fuhr Bord an Bord mit dem meinigen, der eine erhob den schweren Riemen, um mich damit über den Kopf zu schlagen. Im Augenblick hatte ich eine entfernt ähnliche Szene aus May (Bd. 5, S. 560), wo es sich allerdings um einen andern Grund handelte, vor mir. Ich sprang **[342]** ihn an, kriegte ihn an der Kehle zu fassen und nahm ihn durch die Wucht des Anpralls mit mir über Bord, wobei sein Boot kenterte und die beiden andern (alle drei waren bedeutend größer und stärker als ich) sich an dem treibenden Boote festhielten. Nun war ich zwar vor den andern, die nur noch einen Riemen hatten, sicher; zu meinem Schrecken aber gewahrte ich, daß mein unfreiwilliger Teilnehmer von der Kunst des Schwimmens etwa eine gleiche Ahnung hatte, wie ein Wickelkind von der Sternkunde. Was mit ihm anfangen? Am besten einfach loslassen, dann konnte ich wenigstens mich in Sicherheit bringen; denn, wenn ich ihn mit ans Land genommen hätte und er wäre wieder bei Besinnung gewesen, dann hätte es mir schlecht ergehen können. Der Selbsterhaltungstrieb also befahl mir, mich seiner zu entledigen. Da war es wieder Karl May, der mich zum Guten rief. Ich schleppte ihn, auf dem Rücken schwimmend und sein Gesicht immer über Wasser haltend, bis an das Boot seiner Freunde und ließ ihn von diesen festhalten. Alsdann schwamm ich selbst schnell dem Land zu und eilte nach Hause.

Da es erst Anfang April war, hatte ich dieses zweifelhafte Vergnügen mit dreiwöchentlichem Bettliegen zu bezahlen und mich dann noch mehrere Monate vor meinen „Freunden“ in Acht zu nehmen.

Auch meine Liebe zu jedem Sport ist durch May gepflegt und gehoben worden. Es gibt wohl wenig Sportarten, in denen ich – wenn ich auch nicht gerade Meister bin – nicht Gutes oder sehr Gutes leistete; Fechten, Schwimmen, Radfahren, Radpolo, **[343]** sämtliche Ballspiele, Segeln, Rudern, Segelschlitten, Schlitt- und Rollschuhlaufen, Schneeschuhlaufen und Bobsleighfahren; in allem bis ich geübt.

Das wären im großen und ganzen die vorteilhaften Wirkungen, die die May-Lektüre auf mich selbst ausgeübt hat.

[(344)]

Karl May und das deutsche Volk

(Vortrag, gehalten 25. September 1922 am Gymnasium zu Dillingen)

Von Unterprimaner Karl Geßler

©

Karl Mays Einfluß auf mich

Von Prof. Franz Reuß

In meiner im übrigen ziemlich freudenarmen Jugend war die Lektüre von Karl May für mich nicht nur ein großer Genuß, sondern auch eine der nennenswertesten Wohltaten, mit der bis heute ein immerwährendes freudiges Gedenken verbunden ist. Nach dem frühen Tod meines Vaters nahmen sich menschenfreundliche Mönche, die gelehrten Benediktinerpatres der Abtei St. Stephan in Augsburg, sorglich meiner an und gestatteten mir neun Jahre hindurch völlig unentgeltlich den Besuch ihres humanistischen Gymnasiums, das weitum als Musteranstalt galt. Die ersten Jahre an dieser Bildungsstätte vergingen mir freilich unschön im Ringen mit den widerhaarigen, lebensbaren Formen und dünnen Regeln der lateinischen Elementargrammatik. Einigermaßen Trost gewährte schon in dieser dumpfen Einfühlungszeit die Lektüre der in der Anstaltsbücherei reichlich vorhandenen, uns gern ausgeborgten Beschreibungen von fremden Ländern und Forschungsreisen; sie lenkten frühzeitig mein Augenmerk auf alles, was mir später in der Wissenschaft anziehend und bedeutsam werden sollte.

Die bis dahin (1895) erschienenen Bände von Karl May waren gleichfalls vorhanden. Die klugen geistlichen **[352]** Herren gaben sie uns aber erst in die Hände, als wir schon über das Lausbubenalter hinaus waren, in der Obertertia. Und da, als schon der Nepos überwunden war und wir begeistert uns mit dem süß von den Lippen fließenden Idiom Attikas vertrauter machen ließen, hub denn eine wahrhaft beglückende Zeit an. Einen ganzen Winter hindurch, allabendlich beim trauten Schein der Studierlampe, konnte ich schwelgen in den Maybänden. Freilich erst nach getaner Arbeit. Und diese ward doppelt fleißig gemacht und floß munter dahin, lockte doch nachher der Genuß der Phantasie! Dann durfte man sich hinwegträumen über Zeit und Raum – ins Morgenland und in die Urwälder des Westens, zu den rätselreichen Indianern mit ihrer Naturseele, mit ihrer stoischen Schweigsamkeit und Charakterstärke!

Wir lasen alle mit gleicher Freude, mit gleichem Eifer, und um dies gleich zu sagen: von irgendwelchem verrohenden Einfluß Old Surehands oder Old Shatterhands war bei uns nichts zu verspüren. Freilich suchten wir im Wald und auf den Fluren von nun an mit den Augen jede Fußspur zu ergründen, spähten hinter jeden Stein, schauten jeden geknickten Grashalm darauf an, wer wohl da vorbeigestrichen sein mochte; aber zu eigentlichen Indianerspielen, zum Biwakleben und derlei waren wir schon zu alt. Das mag manchem als Verlust erscheinen, daß wir Karl May nicht früher zu lesen bekamen, wo uns solche Indianerspiele noch gereizt hätte, und ich gedenke meinem Sohn die Maybücher erheblich früher in die Hände zu legen als sie mir zugänglich gemacht wurden.

[352] Der größte Reiz an den Maybüchern war für mich nun zunächst der wohlthuende Gegensatz zu der bisherigen Lektüre, die, wie angedeutet, einerseits aus langgesponnenen, zuletzt ermüdend und in ihrer Gelehrsamkeit erdrückend wirkenden Berichten der Forschungsreisenden bestand, und andererseits aus den damals beliebten volkstümlichen kleineren Erzählungen von recht zahmen Abenteuern in fremden Gebieten. Nun hatte ich zum ersten Male im Leben mit den Maybänden große, weitausholende, überaus spannende Romane vor mir, die eine Welt für sich darstellten und in eine eigenartige Welt einführten, Bücher, deren entschiedene und doch nicht aufdringliche sittliche Forderung wohlthuend zu uns sprach, die ein heilsames Gegenmittel bildete gegen etwaige allzu starke Spannung. Natürlich glaubten wir auch alles wörtlich; wir fühlten ja, wie folgerichtig alles auf der einmal gezeichneten Linie aufgestellt und durchgeführt ist, wie das Angenommene sich erhärtet und sich durchringt. Und so mußte es denn im buchstäblichsten Sinne wahr sein. Nichts konnte uns mehr erzürnen, als ab und zu von älteren Zweiflern vorgebrachtes Mißtrauen, Hindeutungen auf gelinde Widersprüche oder die immer wieder aufgerollte Frage: Ist Karl May wirklich gereist oder nicht?

Mays Schilderungen aus dem Zweistomland belebten von nun an in meinem Geiste auch heimlich den Geschichtsunterricht. Wenn in der Klasse von Niniveh und Babylon, von Medien und Persien vorgetragen wurde, tauchten die von May entworfenen Landschaftsbilder aus Kurdistan, aus Mesopotamien auf und machten diese Gegenden und alles, was in **[353]** ihnen einstmals vor so vielen Jahrtausenden geschehen, erst recht fesselnd. Seine Orientbilder verbanden sich innig mit den im Religionsunterricht in anderer Weise an uns herangebrachten Bildern aus Syrien und Arabien, und erweckten nicht nur in mir, sondern in anderen Schulkameraden den heißen Wunsch, nicht bloß diese Länder selbst einmal zu besuchen, sondern auch die

Kulturen und Sprachen dieser Völker kennen zu lernen.

So früh, als es erlaubt wurde, beteiligte man sich am hebräischen Unterricht, und in aller Heimlichkeit büffelte man in der eben damals neu aufgetauchten Hartlebenschens Kunst der Polyglottie späterhin Arabisch. Eine der frühesten Errungenschaften, die ich unmittelbar Karl Mays Anregung zu verdanken habe, ist die sehr zeitige Aneignung der arabischen Schrift.

Aber das war erst einige Jahre später, nach dem eigentlichen Maystadium. Und ich bin mit Erwähnung dieses letzten Punktes in meiner Schilderung etwa vorausgeeilt. Denn noch in der Tertia – und das ist es, was ich besonders hervorheben will – begann der Einfluß Karl Mays in umfassendster Weise vor allem meine Begeisterung für Sprachen zu erwecken. Das ist freilich meine ureigenste persönliche Erfahrung gewesen, und sie mag Ausnahme sein. Da ich aber diesem Umstand die Richtlinien für mein ganzes Leben und Studium, für meine Lebensarbeit und mein Lebensgeschick zuschreibe, so sei es mir gestattet, davon ausführlich noch besonders zu sprechen. Mit einem Wort, Karl May hat Schuld, daß ich Folklorist, Sprachforscher, **[354]** Philolog und – *last, noch least* (der bitteren Not folgend, nicht dem eigenen Triebe) Schulmann wurde.

Schon als ich in dem ersten May-Buch, es war Winnetou I, die ersten Indianerausdrücke las, durchzuckte es mich eigenartig, und von Seite zu Seite weiterlesend, suchte und haschte ich von diesem Augenblick an nach jedem fremden Ausdruck, nach jedem fremden Wort in irgendwelcher Sprache. Und meine Ehrfurcht vor dem Mann, der diese Sprachen alle kannte, war ungeheuer, meine Bewunderung grenzenlos. Bald ward ein dickes Heft gekauft, mit harter Schale und eng liniert. In dieses trug ich nun mit unendlicher Mühe und auch Sorgfalt jedwedes fremde Wort, jeden fremdsprachlichen Satz ein, so wie ichs bei Karl May fand, samt der angegebenen Verdeutschung und der Angabe, aus welcher Sprache es stammt und auf welcher Mayseite ich's gefunden. Und zwar ward dieser Stoff, der bald ungemein answoll, alphabetisch geordnet, das heißt, die Sprachen folgten in dem Notizbuch nach dem Abc aufeinander nach ihren Anfangsbuchstaben; die Wörter und Redensarten freilich dann für jede Sprache kunterbunt, wie sie die Lektüre bot. Und nun wurde dies Zeug, so gut es für den damals noch phonetisch ganz unerfahrenen Schüler des klassischen Gymnasiums gehen wollte, eingelernt.

Nebenher wuchs die Sehnsucht riesengroß, so viele Sprachen selbst zu können, sie alle sich anzueignen. Bald wurde geforscht nach dem Zusammenhang unter den Sprachen, nach Sprachfamilien, und die Richtlinie für den künftigen Philologen war gegeben! **[355]** Stolz schaute ich auf diesen inneren Besitz, hatte ich ihn mir doch selbst erarbeitet und erlesen, kein Gymnasiallehrer hat mir Aufschluß gegeben über sprachliche Zusammenhänge und über die Verwandtschaft der Sprachen unter sich, über Sprachfamilien, Sprachvergleichung und derlei. Von selbst kam ich auf den Zusammenhang der indogermanischen Sprachen, und baute mir selbst von da ausgehend ein höchst phantastisches, weltumspannendes System der Zusammenhänge der letzteren, wie ich meinte, mit allen übrigen Sprachen der Erde aus. Heute lächle ich darüber und sehne mich doch aus dem klaren Schein der wissenschaftlichen Erkenntnis wehmütig zurück in die dämmernde Ahnungsfülle des wissensdurstigen jungen Menschen. Aber von da an gab's in dieser Hinsicht kein Anhalten mehr, und ich habe weiter gelernt und später geforscht, und lerne noch weiter, heute mit grauen Haaren, an weitentlegenen Sprachen und Literaturen, Dingen, die niemand außer mir selbst von mir verlangt, die ich kaum jemandem mitteile oder erzähle, Dinge, die ich eben wissen muß.

Denn diese zwei hauptsächlichsten Augenmerkskreise, die orientalischen Sprachen auf der einen, und die amerikanischen Eingeborenenidiome auf der anderen Seite, ließen mich nie mehr aus ihrem Bann, eröffneten mir weiteste Gesichtskreise, führten mich zum beglückendsten, fruchtbarsten Universitätsstudium und schenkten mir unbeschreibliche Anregungen.

Freilich gebe ich zu, daß ich durch May allein nicht geworden, was ich innerlich bin; da mußte erst die **[356]** Hochschule und der Umgang mit den größten Forschern meines Faches kommen; aber ich verdanke ihm den ersten Anreiz, den stärksten Antrieb, und da sich dieser noch dazu in so gefälliger, für mich anregender Form bot, wurde er mir wirklich segensreich, und deshalb ist mir die Erinnerung doppelt erfreulich. Denn die Anregung ist immer das Wesentliche; ist doch das Wichtigste für einen Menschen das Erlebnis, das ihn auf seinen Weg hinweist und seine ersten tastenden Schritte bestimmt oder lenkt.

Den gleichfalls durch May mächtig erregten Wunsch, zu reisen und fremde Länder und Völker zu erkunden, konnte ich natürlich erst später nach Maßgabe meiner Mittel, die ich mir hart erarbeiten mußte, befriedigen.

Zuletzt geriet ich infolge meiner Reiselust 1914 in langjährige Gefangenschaft, und seither verhindert der Stand unserer Währung die Befriedigung des Wandertriebs zu meinem großen Schmerz völlig.

Hermann Hesse über Karl May

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Das Wertvollste, was ich bisher über Karl Mays Schriftstellerei gelesen habe, stammt aus der Feder von Hermann Hesse. Es ist mir bekannt geworden aus den letzten Seiten des Karl-May-Jahrbuchs von 1922, wo es Rose von Aichberger mitteilt, leider ohne zu sagen, wo sie diese Stelle gefunden hat²¹.

Hermann Hesse ist doch wohl unbestritten einer der bedeutendsten Schriftsteller unserer Tage, ein Mann von schärfster Beobachtungsgabe, tiefstem Gemüt, überzeugendster Gestaltungskraft, meisterhafter Beherrschung der Sprache, der Schöpfer unvergeßlicher Romane und stimmungsvoller Gedichte in weichen, abendlichen Mollakkorden und voll Sehnsucht nach Italien. Wer solches geschaffen hat, der hat Urteil und Gewicht in Fragen des Geschmacks und wiegt hundert Jugendschrift-Wartler auf.

„Neugierig gemacht durch die schrecklichen Dinge“, die man ihm über May berichtete, habe er angefangen, seine Werke zu lesen, um voll Erstaunen wahrzunehmen, daß nun eigentlich das Gegenteil von allem wahr sei, was er gehört hatte. „Er ist nämlich gar kein Macher, sondern von einer geradezu verblüffenden Ehrlichkeit.“

[358] Das steht also im schroffen Widerspruch zu Hermann L. Kösters wiederholtem Urteil: „Ein innerlich unwahrer Mensch, unwahr wie die Gestalten und Schicksale seiner Helden.“ (Jugendschriften-Warte 1921, Nr. 2/3; Karl-May-Jahrbuch 1922, S. 277.)

Er wiederholte nicht so heftig Wort und Lehre,
Wenn es ganz just mit dieser Sache wäre. (Goethe.)

Mich erfreut dieses Urteil um so mehr, als ich es vorher schon unabhängig von Hesse gefunden hatte, indem ich May als Volksschriftsteller eigenster Prägung erwies. Er hat das Verdienst, sich seine eigne Ausdrucksform geschaffen zu haben, und da er dabei mit naiver Ehrlichkeit zu Werke ging, so mußte echt Völkisches entstehen. „Dichtung als Wunscherfüllung“ besagt dasselbe, was ich als Dichtung mit erzieherischer Tendenz bezeichnet hatte.

Daß er ein großer Dichter sei, möchte ich nicht sagen, dazu ist seine Sprache allzu schabloniert und der Flug seiner Seele zu eng.

Auch das hatte ich zugegeben, aber damit entschuldigt, daß es ihm weniger um den Kunstwert zu tun war als um die erzieherische Nutzwirkung. Die „schablonierte Sprache“ kommt gewiß auf das Schuldkonto seiner Schul- und Seminarbildung, durch die jene eingeborene sprachschöpferische Kraft von klein aus [auf] zugunsten der Sprachkorrektheit ertötet wird. Wegen des „zu engen Flugs seiner Seele“ bin ich im Zweifel. Hoch ist sein Flug jedenfalls, nur vermißt Hesse vielleicht die Mannigfaltigkeit ihrer Erhebungen. May ist eben vorwiegend und einseitig religiös gestimmt. Aber mag man auch diese Einschränkung **[359]** des Lobes gelten lassen, jedenfalls bekennt Hesse:

May vertritt innerhalb unserer dürr und öde gewordenen Literatur mit seinen grellen und knalligen Werken einen Typus von Dichtung, die unentbehrlich und ewig ist.

Damit räumt ihm Hesse eine ehrende Sonderstellung in der Literaturgeschichte seiner Zeit ein, die die Liebe aller derer erklärt, die Ferdinand Avenarius als Geschmacksbanausen verächtlich machen will. Was die May-Gegner als Ergebnis einer geschickten Geschäftsreklame bewerten, erklärt Hesse als berechtigte Auflehnung unseres Volkes gegen eine „dürr und öde gewordene Literatur“. Dürr und öde ist May jedenfalls nicht, mögen seine Werke auch als „grell und knallig“ gelten: jedenfalls stehen sie auf der Seite, wo das „Unentbehrliche und Ewige“ ruht. Wer ihn nicht versteht, der klage sich selbst an, nicht ihn. So sagt nämlich abschließend Hesse:

Es ist nicht seine Schuld, daß den andern, „besseren“ Dichtern dieser Zeit die Phantasie gebricht, es ist die Schuld dieser andern, wenn ein Mann mit zweifelhaften Mitteln das erreicht, was ihnen mit ihren feinem Mitteln unerreichbar blieb.

Hesse sagt nicht klar genug, was ihm als „unentbehrlich und ewig“ gilt, aber wir können es erraten. Nicht nur die Schöpfungen einer lebendigen Phantasie, die Hesse allein nennt; einer Phantasie, die hinter die äußere Erscheinung der Welt blickt, sich nicht mit der gegebenen materiellen Welt begnügt, nicht nur

²¹ Der Aufsatz Hermann Hesses über Karl May stand in der Vossischen Zeitung vom 9. Sept. 1919. Die Herausgeber.

realistisch fühlt und denkt, sondern die selbstschöpferisch an der Welt arbeitet, „den erhabenen Gedanken der Schöpfung nachzudenken **[360]** wagt“, nicht nur nachzudenken, sondern nachzuschaffen wagt. Unentbehrlich ist uns und zumal dem Künstler diese Kraft, weil sie ein wesentlicher Teil der menschlichen Natur ist, weil sie schon vor dem Verstand als grundlegende Kraft in der kindlichen Seele lebt und schafft, weil aus ihr allein der Trieb zur Kunst stammt und erklärlich wird, weil alle Götter und Musen ihre Geschöpfe sind und in ihrem Dienst stehen, weil ohne Phantasie der Mensch seinen höchsten Menschenwert verliert, weil die Phantasie es ist, die die Welt beseelt:

Bilden wohl kann der Verstand, doch der tote kann nicht beseelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur. (Goethe.)

Lüge nennen es die ewig Blinden, was in Wahrheit gestaltende Kraft der Phantasie ist. Tadel verdient die Phantasie nur dann, wenn sie zügellos wird und verwildert, sich nicht mit den lebendigen Erscheinungen der Welt in Einklang setzt.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten.
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur. (Goethe.)

Daher wieder Goethes Mahnung an die „Dichtungskraft“:

Daß das Leben Gestalt, die Gedanken Leben gewinnen,
Daß die belebende Kraft stets auch die bildende sei.

Daß May genial gestaltet hat, daß er kraft seiner Phantasie neues Leben aus dem Leben geschaffen hat – ich erinnere nur an seine Gestalten des Winnetou oder Halef – auch dafür können wir uns auf das Urteil Goethes berufen:

[361] Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, baut er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, verehrst in der Natur die Natur.

[Alle vier Zitate aus: Friedrich Schiller: Tabulae votivae]

Das Ewige, das in Karl Mays Schriften lebt und wirkt, ist die L i e b e .

Die Liebe ist die größte Macht der Welt. Die Griechen verehrten den Eros als den ersten Gott, ohne den es auch andre Götter nicht gäbe. Ein warmer Strom von Liebe ergießt sich durch alles, was May gedichtet, ja durch alles, was er gelebt hat. Sein liebendes Herz umfaßt die ganze Welt und kennt keine Grenzen. Das ist es, was seinen Schriften die Wärme gibt, die ihm die Herzen seiner Leser gewinnt. Das ist es auch, was ihn siegen läßt über die kalte Welt derer, die ihn bei ihrer reinen Verstandes- und Geschmackskultur so tief unter sich sahen, wie der lieblose Ferdinand Avenarius, dessen nüchterne Kühle unsre Seelen frieren macht. Hier bewahrheitet sich das ewige Wort des Paulus von der Allmacht der Liebe: „... Und hätte der Liebe nicht, so wär er ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

Weil also May das Unentbehrliche der gestaltenden Phantasie und das Ewige der Liebe hat, deshalb ist er der Liebling unsres Volkes geworden, und weil diese beiden Kräfte die wesentlichsten, grundlegenden seines künstlerischen und erzieherischen Wirkens sind, so erklärt sich aus diesen seine Wirkung auf unverdorbene, unverbildete, schlichte, naive und – echt deutsche Gemüter. Liebe erweckt Gegenliebe. Dem Geliebten aber verzeiht man seine menschlichen Schwächen. Deshalb sehen alle die, deren Herzen sich **[362]** an Mays Liebe entzündet haben, auch liebend hinweg über mancherlei zugestandene Unzulänglichkeiten seiner Werke. Das ist nicht Urteilslosigkeit, sondern gerechte Einschätzung, die das Wesentliche zur Herrschaft bringt. Das ist wahrhaft „gebildet“, wenn Paul de L a g a r d e recht hat, das gebildet sein bedeutet: „Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden und das Wesentliche ernst nehmen.“

„Gehet hin in alle Welt!“²²

Von August Niemann †

In der Beschreibung seines Lebens erzählt Karl May, daß es seine Sehnsucht gewesen sei, Missionar zu sein. Sein Lebenslauf hat ihn verhindert, als beglaubigtes Mitglied einer christlichen Gesellschaft zu den Heiden zu ziehen. Er war Schriftsteller. Aber seine Schriften sind durchtränkt vom Geiste des Missionswesens, und er versäumt in seinen Reiseerzählungen keine Gelegenheit, die Lehre des Evangeliums zu verkünden, zu erklären und zu verherrlichen. Diese Richtung seiner Schriften zeitigte ein wichtiges Ergebnis: Karl May konnte, da die Vergebung der Sünden sein oberster Grundsatz war, seinen Erzählungen jede beliebige Länge geben.

Wenn etwa nach zwanzig oder dreißig Seiten die Schurken reif zum Galgen sind, und der Leser erwartet und hofft, daß der Held ihnen den Garaus macht, so verzeiht ihnen dieser, und sie können noch durch fünfhundert oder sechshundert Seiten hindurch ihre **[364]** Raub- und Mordanschläge unter neuen Verwicklungen fortsetzen, bis am Schluß die allgemeine Versöhnung stattfindet. Wenn einmal ein Mörder zu Schaden kommt, so geschieht es aus Versehen, indem er etwa von einem Felsen stürzt, oder ins Wasser fällt, wo ihn die Krokodile fressen. Die christliche Seite bringt jedoch den Nachteil mit sich, daß die Spannung nachläßt. Der Leser, der zwei oder drei Erzählungen von Karl May gelesen hat, sagt sich bei gefährlichen Aussichten, daß es so schlimm nicht werden wird.

In jeder Erzählung bilden sich zwei Gruppen, die der Guten und die der Bösen. Im Mittelpunkt der Guten steht der Dichter mit seinen Freunden. Stets wollen sie friedlich auf fremden Pfaden durch die unsichersten, entlegensten und gefährlichsten Erdenwinkel ziehen. Allerdings ist der Held wohl geeignet für Wildnisse und Räuberhöhlen. Er ist ein Pfadfinder, dem kaum eine Spur, weder im Wald, noch auf Steinen, noch im Sand, noch im Wasser entgeht, wenn er Spitzbuben verfolgt. Er ist ein Schütze, dessen Kugel fast unfehlbar trifft, weshalb er sich auch sorgfältig hütet, auf einen Feind zu schießen und Blut zu vergießen. Dafür schmettert er dann den stärksten Gegner mit einem Faustschlag nieder und zwar so kunstvoll, daß dieser keinen Schaden leidet, sondern nach fünf bis zehn Minuten wieder aufsteht. Er ist ein unübertrefflicher Pferdehändler und ein unvergleichlicher Reiter. Er versteht die Seefahrt und ist ein geschickter Steuermann. Sein Ruhm ist, dem besiegten Mordgesellen zu sagen: so wie ich klüger und stärker bin als du, so ist auch mein Gott klüger und stärker als deine Götzen. Das **[365]** bedenke! Man sollte glauben, daß bei solchen Reisen und beständigen Kämpfen das Blut in Strömen fließen müßte. Aber nein, alles läuft, dank dem Evangelium, fast ohne Blut ab, und eine Tracht Prügel ist das Schlimmste, was dem Mörder begegnen kann.

Diese Erzählungen müßten eintönig werden, wenn der Dichter nicht erstaunliche Kenntnisse und eine unerschöpfliche Phantasie besäße. Obwohl es schließlich immer dieselben Schurken, Räuber und Mörder sind, nur in anderm Kostüm, die zum Christentum bekehrt werden sollen, merkt man das kaum, weil die Landschaften, die Volkstypen und die Begebenheiten so außerordentlich verschieden sind. Die Dekorationen wechseln in solcher Fülle der Farben, daß der Leser immer wieder mitgezogen wird im Lauf der stets wechselnden Handlung.

Schlimm ergeht es zumeist den Freunden und Anhängern des Helden. So lange alles gut geht, sind sie stumme Personen, die den großen Eigenschaften des Helden zu Unterlagen dienen. Kommt es zum Kampf, so geht es ihnen noch schlechter. Sie werden von den Bösen gefesselt und liegen am Boden, oder stehen schon am Marterpfahl, um von den feindlichen Indianern getötet zu werden. Davon werden sie durch die Klugheit und Tapferkeit des Helden befreit und haben nunmehr ihre Feinde unter dem Knie. Dann möchten sie diese Feinde umbringen. Aber der Held leidet das nicht. Er beleidigt lieber seine Freunde, als daß er Blutvergießen duldet. Eine Ausnahme von diesen unglücklichen Freunden macht nur einer, der Mohammedaner Halef, der den Helden **[366]** zum Islam bekehren möchte und darüber selbst ein Christ wird.

²² Dieser Beitrag stammt aus der Feder des bekannten Schriftstellers Hauptmann a. D. August Niemann, der, wie schon im Jahrbuch 1920 (S. 8) berichtet, am 17. September 1919 im Alter von 80 Jahren einem Unfall erlag. Kurze Zeit vor seinem Tod hat er uns obige Ausführungen zugesandt.
Die Herausgeber.

Der Leser lernt eine Menge Geographie durch die Schilderungen der verschiedenen Länder, Küsten und Meere. Unmöglich kann May alle diese Länder selbst erforscht haben, aber wenn er Bücher studiert hat, um sie darnach zu beschreiben, so begreift man kaum, woher er die Zeit und die Quellen seines Wissens genommen hat außer der Zeit, die ihn das Schreiben so vieler Bände gekostet haben muß. Wenn man darüber nachdenkt, kommt man aus dem Staunen nicht heraus.

Karl May bildet eine Ausnahme unter allen Schriftstellern der Reise-Abenteuer. Keiner hat eine solche unermüdliche Phantasie, gepaart mit wissenschaftlichen Kenntnissen und religiös-sittlicher Richtung. Höchstens könnte man Jules Verne nennen. Aber Jules Verne ist phantastischer. Er hat nicht mehr Phantasie als Karl May, aber er bleibt nicht wie dieser auf dem Boden der Wirklichkeit. Jules Verne ist ein entzückender Erzähler, und er belehrt auch, aber er verlangt den Mond und die Sterne zum Schauplatz seiner Fabeln, und Karl May bleibt als gesunder Realist besonnen auf der Erde.

[(367)]

„Dieser See ist wie mein Herz“

Von Karl B u d d e , Ogden (Utah) U.S.A.

Die Gros-Ventre-Berge lagen weit hinter mir, obgleich ich – zuweilen rückwärts schauend – ihre schneebedeckten Spitzen noch immer sehen konnte.

Ich strebte jetzt in östlicher Richtung wieder einmal der wilden Wind-River Bergkette zu, wo es mich trotz der vielen Entbehrungen und Anstrengungen, die ich dort schon erdulden mußte, alljährlich wieder hinzieht. Ihre herrlichen Wälder mit den zahllosen kristallklaren Seen, ihre tiefen Cañons mit den tosenden Gebirgsbächen und ihre mit Gletschern behangene, hohe Wasserscheide hatten es mir für immer angetan.

Es war in den Nachmittagsstunden, als ich den nordwestlichen Teil der Bergkette erreichte und an einem zum Lagern geeigneten Platz anhielt. Ich befand mich hier auf einer Waldwiese, eine Stelle, die ich mit Vorliebe als Nachtlager zu wählen pflegte. Es gibt da meistens eine Quelle oder, wie hier, einen kleinen Bach, und man kann auf den [dem] fast stets mit saftigem Gras bewachsenen Boden ein großes, wärmendes Lagerfeuer unterhalten, ohne fürchten zu müssen, den nahen Wald in Brand zu stecken.

[368] Nachdem ich das Abendessen am Feuer bereitet und eingenommen und später während der Dämmerung den üblichen Vorrat an Brennholz herbeigeschafft hatte, legte ich mich am Feuer nieder, diesem den Rücken zuwendend.

Ich war zweimal während der Nacht aufgewacht und hatte bei dieser Gelegenheit Holz in das niedrig-gebrannte Feuer geworfen; beim folgenden Erwachen bemerkte ich, daß ein dichter Nebel inzwischen die ganze Waldwiese eingehüllt hatte. Weil daher das Sternbild des großen Bären, das mir als untrüglicher Stundenangeber dient, jetzt nicht sichtbar war, so zog ich meine Taschenuhr mit leuchtendem Zifferblatt hervor. Sie zeigte kurz vor 4 Uhr an. Es konnte also nicht mehr lange dauern, bis die Coyoten gewohnheitsgemäß mit ihrem Geheul das erste Morgengrauen



Mount Winnetou am Seeufer

ankündigen würden. Da ich aber noch sehr schläfrig war, legte ich mich wieder nieder und wollte gerade die Augen schließen, als ich eine dunkle Gestalt langsam aus dem Nebel treten und sich mir nähern sah. Ich erstaunte nicht wenig, war aber noch mehr überrascht, als ich sah, daß es ein Indianer war. „Er muß dem Stamme der Schoschonen angehören,“ dachte ich sofort; ihre Reservation befindet sich ja an der andern Seite der Bergkette. Aber als er dem Schein des Feuers etwas näher kam, schien er mir denn doch kein Schoschone zu sein. Er trug sein Haar in einem hohen Schopf, der von einem schmalen, gelben Band, das sich wirkungsvoll gegen das schwarze, reiche Haar abhob, zusammengehalten wurde. Aehnlich hatte ich dies bei den Indianern unten in Arizona und Neu-Mexiko gesehen. Obgleich [369] er noch gar nicht ans Feuer herangetreten war, konnte ich ihn doch deutlich mustern, weil ich kurz zuvor, als ich mich niederlegte, das Feuer gut geschürt hatte. Er wäre mir jetzt nicht ganz geheuer vorgekommen, wenn mir nicht seine ganze Haltung und der Ausdruck seines Gesichts, das ein ernstes, aber mir wohlwollendes Lächeln zeigte, sofort anheimelnd erschienen wäre. Ja, es dünkte mir jetzt, als ob ich diesem Indianer schon irgendwo einmal begegnet wäre. Bevor ich mir in Gedanken darüber klar wurde, erhob er seine rechte Hand zum Gruß, ohne jedoch näher zu kommen. Dann deutete er hinter sich, und in einem fast flüsternden Ton hörte ich ihn in geläufigstem Englisch sagen: *There is somebody who wants to see you – a white man – come and follow me!* (Da ist jemand, der dich zu sehen wünscht – ein Weißer – komm und folge mir!)

Darauf wandte er mir langsam den Rücken, um sich zu entfernen. Unter andern Umständen wäre es mir nicht eingefallen, ihm zu folgen. Aber da ich außer dem Jagdmesser auch einen Revolver im Gürtel stecken hatte, er dagegen überhaupt keine Waffen trug und angab, mich zu einem Weißen führen zu wollen, so folgte ich ihm, obgleich mit etwas Mißtrauen. Ich hielt mich dicht hinter ihm, um ihn im Nebel nicht zu verlieren. Er sah sich weder nach mir um, noch ließ er irgend ein weiteres Wort fallen. Es ging im dunkeln

Wald eine Anhöhe hinauf, und die Art und Weise, wie dieser Indianer alle Hindernisse zu meiden wußte, ließ mich vermuten, daß er sich viel in Wäldern und Bergen aufgehalten [370] haben mußte. Je höher wir stiegen, desto lichter wurde der Nebel, und es schien jetzt auch Tag werden zu wollen. Ich konnte daher, als wir oben anlangten, einen Weißen erkennen, der, mit dem Rücken gegen den dicken Stamm einer hohen Tanne gelehnt, uns erwartungsvoll entgegensah. Auch er trug keine Waffen und hatte seine Arme über der Brust gekreuzt. Jetzt erhob er jedoch, genau wie der Indianer vorhin, ebenfalls die Hand zum Gruß. Etwas befangen hielt ich an, ohne mich ihm ganz zu nähern. Er trug den hier im Westen noch heute üblichen Sombrero, den ein aus Pferdehaar geflochtenes Hutband schmückte, ähnlich dem meinigen. Seine übrige Bekleidung hatte jenes halb indianische Aussehen, wie es früher viel von Weißen bevorzugt wurde, aber heute seltener anzutreffen ist.

Auch seine Gesichtszüge machten sofort einen vertrauensvollen Eindruck auf mich und – – wirklich, auch diesem Menschen mußte ich schon irgendwo begegnet sein. Ich wollte darüber nachdenken, fühlte mich aber plötzlich von einer unerklärlichen Schwäche befallen, so daß ich mich auf einen nahen Stein setzen mußte. Ich hätte mich deswegen schämen mögen, doch jetzt begann der Weiße, der meine Schwäche gar nicht zu bemerken schien, mich anzusprechen, und zwar ebenfalls in flüsterndem Ton:

„Ich weiß, daß du dich oft in diesen einsamen Bergen aufhältst und vieles Schöne darin gesehen hast. Sie sind dir heiliger als alle Tempel der Erde. Ist es nicht so?“ –

Ich war erstaunt und nickte bloß. Ich konnte ihn jetzt nur noch wie durch einen Schleier erkennen, [371] weil gerade ein Nebestreifen sich langsam zwischen uns schob. Seltsam! Aber dieser Nebel war wie betäubend, und es schien mir, als sei er die Ursache meiner Schwäche. Nun hörte ich die leisen Worte des Weißen wieder:

„Ich weiß auch, was du beabsichtigst. Es ist gut und schön, und deshalb soll dir etwas gezeigt werden, was deinen Zwecken noch besser dienen wird.“ –

Der Indianer, der sich schweigend hinter mir gehalten hatte, schickte sich jetzt an, nach der andern Seite der Anhöhe hinunter zu steigen. Der Weiße folgte ihm und nickte mir einladend zu. Ich erhob mich daher, um ihnen zu folgen; ich fühlte mich etwas wohler, versuchte aber vergeblich, klare Gedanken zu fassen. Irgend etwas mußte mit mir nicht in Ordnung sein, und ich war nur froh, daß diese beiden Menschen noch nichts davon gemerkt hatten.

Je tiefer wir stiegen, desto dichter wurde wieder der Nebel, aber desto schwächer fühlte ich mich wieder. Nach kurzer Zeit gelangten wir an ein Wasser, an dessen Ufer ein leichtes Kanu angebunden lag, in das wir drei einstiegen und es vom Ufer abstießen. Ohne die Ruder zu gebrauchen, glitten wir lautlos fort, anscheinend von einer leichten Strömung getrieben. Man konnte keine Bootslänge in dem dichten Nebel voransehen. Dies hätte mich unter andern Umständen unruhig gestimmt, aber mein eigenartiger Schwächezustand schien mir alle Furcht genommen zu haben. Ich fühlte mich wie geborgen in Gegenwart dieser beiden Menschen, die, wie ich mittlerweile herausgefunden hatte, „Kerle“ waren, die „Haare auf den Zähnen“ hatten und die in Wald [372] und Berg „zu Hause“ waren. Auch schienen sie sich beide in großer Freundschaft zugetan zu sein, obgleich ich sie noch gar nicht miteinander hatte sprechen hören.

Durch das Kanu ging plötzlich ein leises Zittern, und ich sah unmittelbar vor uns einen mehrere Ellen hohen Granitfels sich aus dem Wasser erheben, gegen den sich unter Boot anlehnte. Der Indianer, der im Bug gesessen hatte, stieg jetzt auf diesen Fels. Er stand dort oben einige Sekunden lang in einer den Indianern eignen stolzen Haltung, und ich sah eigentlich erst jetzt, daß er ein schöngebauter Mann war. Obgleich sein bronzefarbenes Gesicht etwas frauenhaft weiche Züge hatte, so verriet doch die ganze



Karl Vadde vor seiner „Bug“ in den Windriverbergen

Erscheinung große Tatkraft und Entschlossenheit. Wie er da so allein und bewegungslos auf dem Granitfels stand, vom Nebel umflossen, kam er mir noch geheimnisvoller vor. Und während ich ihn unauffällig betrachtete und abermals nachsann, wo ich ihm nur schon begegnet sein mochte, teilte sich plötzlich der Nebel dicht vor dem Felsen, und zwar von hoch oben bis hinunter auf das Wasser. Es sah aus, als wenn ein riesiger Vorhang in der Mitte von oben bis unten eingerissen worden sei. Durch diese schmale Oeffnung fiel jetzt das Morgenlicht, und ich sah den Indianer, wie er beide Arme nach vorn streckte, seine Hände in die spaltartige Oeffnung zu schieben schien, und dann die Arme sehr, sehr langsam nach den Seiten führte. Ebenso langsam wich auch der Nebel nach beiden Seiten, und ich konnte jetzt weit nach vorn über ein spiegelglattes Wasser hinwegsehen. Dieser Ausblick war märchenhaft [373] schön! Wir befanden uns hier anscheinend auf einem langgestreckten See, an dessen beiden Ufern sich der Wald dicht wie Palisaden entlang zog. Links und rechts von uns neigten sich die gewaltigen Höhen wie Kulissen schräg abwärts nach den Ufern, und zwischen diesen, wie in eine Gasse hineinschauend, erblickte man weit im Hintergrund einen säulenförmigen, hohen und alleinstehenden Berg, der oben abgeflacht war und aus schierem Fels zu bestehen schien. Dies alles wurde von der Morgensonne, die jetzt am wolkenlosen Himmel aufgegangen war, in zauberhafter Weise beleuchtet, und ich sah, wie sich die gewaltigen Höhen und Ufer klar in dem kristallinen Wasser widerspiegelten. Aber plötzlich kam der Wind wieder auf, und in wenigen Augenblicken umhüllte uns der heranrollende Nebel abermals vollständig.

Der Indianer stieg wieder zu uns herab, und das Kanu schaukelte dabei ein wenig, wodurch ich aus meinem Zustand tiefer Verwunderung aufgerüttelt wurde. Es war mir so eigenartig zumute, ich hatte so gar keine Denkkraft mehr. War es möglich, daß dieser Nebel eine betäubende Wirkung auf mich ausübte? Wenn meine Begleiter mir dies ansähen, wie wäre ich da bloßgestellt. Aber sie schenkten mir im Augenblick keine Beachtung, sondern griffen mit den Händen am Felsen entlang; das Boot glitt um diesen herum zurück in die Strömung, und wir nahmen die unterbrochene Fahrt wieder auf. Diesmal glitten wir nahe am Ufer entlang, so daß wir zuweilen dicht an Tannen vorbeistrichen, die ihre unteren Zweige auf das Wasser herabhängen ließen. Das [374] machte einen so stillen und friedlichen Eindruck, obgleich wir nur dieses eine Ufer erkennen konnten. Einmal fuhren wir an einem *bull moose*²³ vorüber, der aber nur mit dem Vorderkörper aus dem Dickicht stand. Er hatte am Ufer seinen Durst gestillt, und ich sah, wie das Wasser von seinem langen Bart zurück in den See tropfte. Er mußte keine Gefahr von uns vermuten, denn er legte unbekümmert den Kopf mit dem prächtigen, schaufelförmigen Geweih weit zurück, um seinen Morgenruf auszustoßen. Deutlich bemerkte ich in der kühlen Luft, wie bei diesem Schrei der Hauch aus seinem geöffneten Maul stieg. Das Kanu trieb jedoch mit der leichten Strömung unaufhaltsam weiter. Zeitweise wurde der Nebel dichter, und dann einmal wieder schien sich das Wetter aufklären zu wollen. Ab und zu schwammen wilde Enten und wilde Gänse an uns vorüber, zuweilen nur wenige Meter von uns entfernt. Sie zeigten durchaus keine Furcht und fühlten sich im Morgennebel wohl vor Nachstellungen sicher. Ueberall ein Bild des Friedens, so dachte ich, und schon wollte ich eine entsprechende Aeußerung an meine Gefährten richten, um einmal das Schweigen zu brechen, als mein Blick zufällig auf eine dunkle, schwimmende Masse fiel, die anscheinend vom jenseitigen Ufer herübergetrieben kam: Wahrhaftig, ein Bär! Da niemand von uns ein Gewehr mit hatte, so griff ich auf



Blick in einen Seitencanyon
des nordamerikanischen Felsengebirges

²³ Elkbulle.

alle Fälle schnell nach meinem Revolver. Aber – – – – hallo? – – – – er steckte ja nicht mehr im Gürtel, und auch das Messer war [375] verschwunden! In meinem Schwächezustand mußte ich die Waffen verloren haben. Daß ich über diesen eigenartigen Zustand aber auch gar nicht Herr werden konnte! Doch zum Glück hatten wir jetzt Waffen überhaupt nicht nötig, denn der Bär war inzwischen hinter unserem treibenden Kanu vorüber an das diesseitige Ufer gelangt. Bären sind bekanntlich ausgezeichnete Schwimmer, und ich sah, wie dieser hier beim Erklimmen des Ufers nicht die geringste Ermattung zeigte. Es war ein brauner Bär, welche Gattung etwas kleiner ist als der gefürchtete Grizzly oder graue Bär. Beständig weiterfahrend, sah ich noch, wie sich der Bär am Ufer das Wasser aus dem Fell schüttelte, um sich darauf mit dem Rücken an einem Baum zu schaben. Dann verschluckte ihn der Nebel. Wenige Augenblicke später lief das Kanu unverhofft am Ufer auf und blieb liegen. Ohne einen Laut zu äußern, stiegen meine beiden Gefährten aus und wandten sich landeinwärts. Ich folgte ihnen selbstverständlich ohne besondere Aufforderung. Hierherum stand kein Wald, wir schritten über eine Wiese hinweg. Das Gras war kniehoch und vollständig naß vom Nebel. Wir hatten kaum eine halbe Meile zurückgelegt, als der Indianer stillstand. Soweit der tiefe Nebel es erkennen ließ, befanden wir uns jetzt auf einer kleinen Bodenwelle, die nach vorn zu mehrere Fuß tief abzufallen schien.

Wie vorhin auf dem Granitfels, so stand auch hier der Indianer mehrere Augenblicke regungslos. Dann plötzlich teilte sich an dieser Stelle der Nebel ebenfalls, und abermals streckte der Indianer seine Arme vorwärts, und wieder schien es mir, als wenn [376] der Nebel wie Vorhänge zur Seite geschoben würde. Jetzt wollte mir ein Laut der Bewunderung entschlüpfen, aber fassungsloses Erstaunen hinderte mich daran, denn auch dieser Ausblick schien mir eher märchenhaft als wirklich zu sein:

Vor uns lag eine kleine Wiese, auf der vereinzelt grüne Büsche standen und in ihrer Mitte ruhte ein von klarem Wasser angefüllter kleiner See. Nach links hinüber sah man an einem Waldrand entlang, wo sich Tanne dicht an Tanne reihte bis weit in die Mitte des Hintergrundes. Von dorthier plätscherte ein Fließchen, das mehr zurück im Hintergrund nahe am Waldrand entlang lief, hier vor der Wiese aber sich nach rechts wandte und so seitwärts von unserem Standort vorbeifloß. Drüben stand gleichfalls Wald in einiger Entfernung vom Ufer, an dem sich eine Wiese hinzog, die von der unsrigen hier durch das Fließchen getrennt wurde. Alles dies war so schön, daß ich mir unwillkürlich sagte: so möge sich ein Indianer wohl seine „ewigen und glücklichen Jagdgründe“ vorstellen.



Karl Budde mit seinem Pferd in einem Tal der Felsenberge

Im Hintergrund dieses prächtigen Bildes, da, von wo der kleine Fluß zu kommen schien, erhob sich nun jener säulenförmige und alleinstehende Berg, den wir vorhin nur aus der Ferne hatten sehen können. Von unserem jetzigen Standort aus war er deutlich sichtbar, und da er sich steil zu eine bedeutenden Höhe erhob, machte er einen erhabenen, ja stolzen Eindruck. Sein unterer Teil war umfangreicher und gab ihm daher ein wuchtiges und grundfestes Aussehen, als ob er vor nichts wanken oder weichen würde. Unten an seinem Fuß zog sich in geschlossener [377] Form der Wald dahin, der aber weiter aufwärts viel lichter wurde und in halber Höhe aufhörte. Das sah aus, als habe sich ein Menschenstrom unten am Berg versammelt, um ihn zu erklimmen, daß aber nur wenige bis zur Mitte emporkämen, und etwas darüber hinaus nur diejenigen gelangten, die außer zäher Willenskraft auch ein gesundes Herz besaßen. Aber selbst von diesen erreichte kein einziger die klaren, frommreinen Höhen dieses geradezu unvergleichbaren Berges. Er schien mir ein großes Geheimnis zu bergen, aber – – – –. Weiter kam ich nicht in meinen Betrachtungen, denn inzwischen hatte sich, von mir unbemerkt, und von hinten kommend, der Nebel wieder eingestellt, und zum zweiten Mal trotzte er den Anstrengungen der um den Sieg ringenden Morgensonne. Sollte es denn nie Tag werden? – Ich hätte diesen Nebel hassen mögen, weil er mir nun abermals einen schönen Ausblick erbarmungslos entzog. Während der wenigen Augenblicke hatte ich viel klarer und freier denken können. Jetzt aber

verspürte ich wieder meine Schwäche. Der naßkalte Nebel mußte also wirklich meinen sonderbaren Zustand verursachen. Oder entströmten dem Boden hier herum giftige Gase, die in Verbindung mit dem Nebel betäubend wirkten? Ich hatte davon gehört, daß man sich durch Einatmen dieser Erdgase ein Fieber zuziehen könne.

Als ich mich jetzt nach meinen Begleitern umschaute, sah ich sie soeben im Nebel verschwinden. Schnell eilte ich ihnen nach. Noch immer äußerte keiner ein Wort. Ich merkte aber, daß es nach unserer Landungsstelle zurückging, denn der Indianer schritt **[378]** genau auf der vorhin gemachten Fährte voran. Wir erreichten das Kanu, stiegen ein und fuhren, wie ich glaubte, zurück, aber diesmal am andern Ufer entlang. Auch diese Seite des Sees bot viel Schönes, und wir glitten, jetzt vermutlich von einer andern Strömung getrieben, an mancher lieblichen, kleinen Bucht vorüber. Auch allerlei Wild zeigte sich hier, und obgleich ich solches schon an andern Orten oft genug beobachtet hatte, so fesselte mich der Anblick hier trotzdem nicht minder. Abgesehen von Enten und Gänsen, schwammen auch zuweilen Pelikane an uns vorbei. Mit ihren langen Schnäbeln, unter denen der sonderbare Beutel hing, waren sie eifrig dem Fischfang ergeben. Ebenso sonderbar wie diese Wasservögel aussehen, ist auch ihre Flugweise, und ich hatte ihnen schon manches Mal nachgeschaut, wenn sie in ihrem ungemein langsamen Flug wie Meereswellen auf- und abgleiten. Ein anderer Wasservogel, an dem uns unser Boot einmal vorbeiführte, war der ebenfalls langschnäblige Fischreiher. Ich sah ihn mit seinen langen Stöckerbeinen nur wenige Zoll tief im Wasser stehen; er rührte sich gar nicht, und es sah aus, als ob er eingeschlafen wäre. Auch Biber zeigten sich hier und da am Ufer. Einer, der im Augenblick unserer Vorbeifahrt in den See tauchte, schlug mit seinem breiten Schwanz derart aufs Wasser, daß wir davon bespritzt wurden. Der Nebel schwankte jetzt leicht hin und her, wobei es abwechselnd dunkler und heller wurde; die Sonne hatte ihren Kampf noch nicht aufgegeben! Licht gegen Dunkel, Wärme gegen Kälte. Und so ist es auch im Leben des Menschen: die erleuchtende Weisheit **[379]** gegen die haltlos schwankende Torheit; die erwärmende Liebe gegen den kalten Haß, und wie noch viele andere Gegensätze in der Natur zu finden sind, so auch beim Menschen; ein Kampf zwischen Gut und

Böse, seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden. Und wie die verschiedenen Naturkräfte gegen sich selbst Krieg führen und ein einziger Blitzstrahl z. B. hier diesen Urwald mit einer Welt voll Leben vernichten kann, so führen auch die Menschen seit ewigen Zeiten gegeneinander Kriege, die oft ebenso plötzlich wie ein Blitzstrahl ausbrechen und ganze Völker dem Untergang weihen. Und wie sich die Naturgewalten ewig gleichbleiben, so werden sich auch die Menschen nicht



Der See Winnetou in den Windriverbergen, im Hintergrund der Mount Winnetou

lediglich durch eigene Kraft erheben. Beide bedürfen dazu der Hilfe jener geheimnisvollen Macht, die alle Gesetze auf dieser Erde einmal aufgestellt haben muß, und allein sie ist es, die sie auch ändern könnte. Ist eine solche Aenderung beabsichtigt, dann wird auch wohl einst ein mit Macht bekleideter Messias kommen, um in der Natur und unter Mensch und Tieren alles zu einer ausgleichenden Harmonie zu bringen. –

Aber was war denn das? Ich konnte ja jetzt viel weiter sehen; der Nebel schien nun endlich weichen zu wollen. Gerade in diesem Augenblick jedoch lief das Kanu zum zweitenmal auf. Wir hatten offenbar die Rückfahrt beendet, denn meine Begleiter stiegen aus. Da ich glaubte, daß wir das Boot so bald nicht wieder gebrauchen würden, so zog ich es der Sicherheit wegen eine gute Strecke vom Wasser fort aufs Ufer. Als ich mich nach Beendigung dieser Arbeit umschaute, bemerkte ich den Indianer in einiger Entfernung **[380]** von unserer Landungsstelle dicht am Ufer des Sees sitzen und seinen weißen Freund sich ihm langsam nähern. Ich ging zu ihm hinüber, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt mich davon ab, die beiden durch meine Gegenwart zu stören, und ich näherte mich ihnen daher nicht ganz. Gleichzeitig fiel es mir auf, daß sich der Gesichtsausdruck des Indianers sehr geändert hatte. Er schien tief ergriffen zu sein, und auch sein Freund sah sehr ernst aus. Niemand unterbrach jedoch das Schweigen, und schon wollte ich mich leise von ihnen zurückziehen, als mir auffiel, daß beide nun Gewehre hatten. Sie trugen auch Revolver und

Messer im Gürtel, und der Weiße hatte außerdem einen aus Leder geflochtenen Lasso um seine Schulter hängen. Ja, dieser Weiße hatte sogar zwei Gewehre. Sie mußten ihre Waffen hier versteckt gehabt und sie, während ich mit dem Kanu beschäftigt gewesen war, hervorgeholt haben. Jetzt endlich brach der Indianer das Schweigen. Er deutete in den See, und wieder in flüsterndem Ton, so daß mein Ohr seine Worte kaum erhaschen konnte, sagte er zu seinem Freund:

„Dieser See ist wie mein Herz.“

Wie war mir denn? Es stieg jetzt wie eine Erinnerung in mir auf! Wo hatte ich diese beiden Menschen eigentlich schon gesehen? Und wo hatte ich diese Worte schon einmal gehört? Ich schloß die Augen, um besser nachsinnen zu können. Doch ich konnte noch immer keine klaren Gedanken sammeln. Ich mußte so eine ganze Weile in mich selbst versunken gewesen sein, denn als ich wieder aufschaute, bemerkte ich den Weißen, wie er unter die Tannen jener **[381]** gewaltigen Anhöhe trat, von der wir vor unserer Fahrt über den See herabgekommen waren. Der Indianer schien schon voran zu sein, denn er war hier am Ufer des Sees nirgends zu sehen. Wie vorhin, so beeilte ich mich auch jetzt, sie einzuholen. Während ich die Höhe erklimmte, wurde es zusehends lichter; diesmal würde die Sonne den Nebel endlich zerstreuen, das wußte ich. Als ich oben anlangte, sah ich den Weißen unter demselben Baum stehen und in derselben Stellung, da ich ihn zuerst bemerkte. Auch diesmal näherte ich mich ihm nicht ganz, das alte Schwächegefühl kam wieder über mich und ich mußte mich wieder schnell auf den Stein setzen. In diesem Augenblick sprach der Weiße abermals in seinem geheimnisvollen Flüsterton: „Die Worte meines roten Freundes und Bruders ‚Dieser See ist wie mein Herz‘ werden dir bald verständlich sein, und dann wirst du wissen, welche Bedeutung die reinen Höhen jenes Berges haben.“ Erst jetzt wandte ich mich, um nach dorthin zu sehen, wo der Berg und der See liegen mußten. Der Nebel war vollständig verschwunden und die sieghafte Sonne tauchte die ganze vor mir liegende Gegend in strahlendes Licht.

Und was sah ich? Nun, noch Schöneres und Herrlicheres als alles, was mir vorhin gezeigt worden war.

Der See lag jetzt zu meinen Füßen, tief unter mir. Er war nicht, wie ich vermutet hatte, länglich gestaltet, sondern zeigte die getreue Form eines – – – Herzens. In einem abgeschlossenen, tiefen Cañon liegend und vom Wald wie von einem Kranz **[382]** eingefafßt, ruhte er da mit seiner spiegelglatten Oberfläche in der stillen, ja andächtigen Morgenstunde. Und in seinem kristallklaren Wasser spiegelten sich die Ufer, der Wald und die Höhen jenes geheimnisvolle Bergs, der – – – – –

Ein lang, sehr lang ausgezogener und durchdringender Schrei schreckte – – – – – nein, weckte mich endlich, endlich auf. Hier lag ich an meinem Lagerfeuer, während ein Coyote mit seinem Geheul den heranbrechenden Tag verkündete. Ein anderer antwortete ihm in derselben Weise, und ein dritter fiel ein. Ihr langausgezogenes Geheul ging allmählich in ein ununterbrochenes, aber kurz abgerissenes Kläffen über, so daß wohl ein Greenhorn hätte wännen können, nicht ihrer drei, sondern ein ganzes Rudel zu hören. Dann herrschte wieder tiefe Waldesstille, die nur zuweilen von dem leisen Knistern des Lagerfeuers unterbrochen wurde. Also ein Traum! Aber Welch ein Traum! War nicht alles zu schön gewesen, um wahr zu sein? Und doch!! Wie ich den Morgennebel hier jetzt wirklich auf dieser Waldwiese vorfand, so habe ich auch in Wirklichkeit jene drei bezaubernden „Blicke“ aufgefunden. Und wie Winnetou und Old Shatterhand meine Gefährten im Traum gewesen waren, so sind sie es in Wirklichkeit schon seit meiner frühen Jugend gewesen und geblieben.

Und jener geheimnisvolle Berg mit seinen klaren, reinen Höhen? „Mount Winnetou“?? Doch hiervon ein andermal! – –

Wer aber den dritten Band des Romans „Winnetou“ (S. 423) aufschlägt, der wird jene Stelle **[383]** finden, wo zu lesen steht, daß Old Shatterhand mit seinem Freund und Bruder in diesen selben Wind-River Bergen am Ufer des Sees saß, und Winnetou, im Gemüt tief bewegt, die Worte sagte:

„Dieser See ist wie mein Herz.“

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1923

Aichberger, Rose von	1888	1977
Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Buchenau, Artur	03.06.1879	20.11.1946
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Geissler, Max	26.04.1868	26.02.1945
Geßler, Max	(1905)?	?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Hartmann, Otto	08.09.1876	22.04.1930
Kaiser, Tono	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Mühsam, Erich	06.04.1878	10.07.1934
Niemann, August	27.06.1839	17.09.1919
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Reuß, Franz	?	?
Richter, W.	?	?
Rudert, Otto	06.03.1889	17.01.1955
Rühlmann, Hans	?	?
Schlüter, Willy	1873	1935
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Ströfer, Fritz	?	?
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Wandolleck, Benno	18.4.1864	1930
Wulffen, Erich	03.10.1862	10.07.1936

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.